

**Philosophie (1952)**  
Grundzüge meines Denkens und Glaubens  
in gemeinverständlicher Darstellung

Vorbemerkung

A Drei Typen der Weltanschauung

B Zur Glaubens- und Denkgeschichte der Menschheit

C Welterkenntnis

1. Das Erkennen
2. Die Welt und ihr Aufbau
  - a. Die Welt im Allgemeinen
  - b. Die sittliche Welt der Menschen und  
Das ästhetische Erleben

D Gotteserlebnis

1. Ewigkeit oder Endlichkeit der Welt
2. Wahre Unendliche - Die Religion
3. Gott und Welt. Schöpferische Freiheit
4. Unsterblichkeit

Ausblick

Literaturverzeichnis

## **Philosophie (1952)**

Grundzüge meines Denkens und Glaubens  
in gemeinverständlicher Darstellung.

Philosophie (Weisheit oder Weisheitsliebe) ist in ihrer jeweiligen Gestalt vom Charakter des weisheitsuchenden Menschen abhängig. Fichte sagt: „Was für eine Philosophie man wählt, das hängt davon ab, was für ein Mensch man ist.“

Philosophie ist nicht allein Sache des Verstandes, sondern zugleich auch des Gemüts und des Charakters, denn der Kern des menschlichen Seins ist Gefühl und Wille, wie das insbesondere Schopenhauer so klar ausgesprochen hat.

Wer nur Trieb und Eigennutz in sich erlebt, vermag sich in Mitgefühl und echte Nächstenliebe nicht hineinzusetzen, versteht das Streben nach Wahrheit um der Wahrheit selbst willen nicht. Darum sagt Faust zu Mephistopheles: „Ward eines Menschen Geist in seinem hohen Streben von Deinesgleichen je erfasst?“ Faust weiß es: ‚Der Teufel ist ein Egoist‘. Der Nichts-als-Ichsüchtige kann das, was über die Ichsucht hinausliegt, nicht erfassen, so wie der Bewohner einer ebenerdigen Hütte in das oberste Geschoss eines hohen Hauses nicht hineinschauen kann.

‚Du gleichst dem Geist, den du begreifst‘ und du begreifst den Geist, dem du gleichst, oder dem du, wenn du mit ihm auch nicht in allen Einzelheiten übereinstimmst, in den Grundbestandteilen des Seelenlebens ähnlich bist.

Altgriechische Weise sprachen das Wort: „Gleiches wird nur durch Gleiches erkannt“. Zuerst eine irrtümliche Naturbeobachtung, auf Leib und Umwelt bezogen, wurde der Gedanke von Empedokles auch auf das Seelische gewendet: Hass wird nur durch Hass, Liebe nur durch Liebe verstanden. Diese Erkenntnis sollte die Grundlage alles seelen- und geisteswissenschaftlichen Forschens sein.

„Wer die Aufgabe übernimmt, die Fülle seines Lebens in seinem gesamten Umfang zu beschreiben und ein jedes mögliche Erlebnis nach der Art seiner Glieder und seines Baues darzustellen, der bedarf einer reichen, mangellosen Innenwelt, der nichts Menschliches fremd ist. Insbesondere bedarf er einer uneingeschränkten, lebendigen Phantasie, die sich in die verschiedensten Bewusstseinslagen hingebungsvoll einzuleben vermag. Mangellos und uneingeschränkt muss solche Begabung sein: denn wem die Fähigkeit zu einer Erlebnisweise fehlt, wie z.B. dem Farbenblinden..., der ist nicht imstande, das System der seelischen Inhalte lückenlos darzustellen.“ So schrieb ich 1912 im *Umriss einer neuen analytischen Psychologie* (Leipzig 1912, S. 95/6). Dies gilt nicht nur für die bewusstseinsanalytische Psychologie als Untergrund aller Geisteswissenschaft, sondern für alles seelisch-geistige Verstehen überhaupt. Auch wer sich um Welterkenntnis bemüht, aber der höheren Gefühlsstufen völlig ermangelt, kann den wahren Sinn der Gerechtigkeit, des Mitgefühls, der Nächstenliebe nicht erfassen.

## A Drei Typen der Weltanschauung

Wilhelm Dilthey hat innerhalb der Vielheit und Mannigfaltigkeit der Weltanschauungen drei Typen unterschieden: 1. den Naturalismus, 2. den Idealismus der Freiheit, 3. den objektiven Idealismus (vgl. Dilthey, *Die Typen der Weltanschauung*, 1911, S. 24ff.; vgl. auch Walther Schmied-Kowarzik, *Ethik*, 1932, S. 117ff.).

Für die naturalistische Weltanschauung gilt insbesondere, wie Dilthey sagt: „Es gab keine Zeit, in der sie nicht einen Teil der Menschen regiert hätte.“ Sie hat den Sensualismus als Metaphysik und als praktisches Verhalten den Willen zum Genuss und zum Eigennutz. Für den Naturalismus war zunächst die äußere sinnliche Erfahrung der Ausgangspunkt. Im Verstand ist nichts, was nicht vorher in den Sinnen war. Seit dem 19. Jahrhundert gibt es eine Richtung des Naturalismus, meist Positivismus genannt, die von der inneren Erfahrung, von der Empfindung, dem sinnlichen Gefühl und dem Trieb des Augenblicks ausgeht.

Für diese gesamte Stoff- und Trieblehre gilt: „Der Prozess der ‚Natur‘ ist die einzige und die ganze Wirklichkeit“. Die Natur ist für den Naturalismus entweder die stoffliche Welt oder die Summe gefühlsbetonter Empfindungen und niederer Triebe. Alles höhere Seel- und Geistleben im Menschen lässt die Stoff- und Trieblehre aus den niederen Erlebnissen entstanden sein. Das, was die Gesellschaft sittlich nennt, erfolgt nach naturalistischer Auslegung aus Instinkt, Gewohnheit und eigennützigem Lebensklugheit.

Dilthey nennt als Vertreter der naturalistischen Weltanschauung: Protagoras, Demokrit, Epikur, Carneades, Lucretius, Hobbes, d'Holbach, Comte, Büchner, Moleschott, Feuerbach u.a. Er hätte diese Reihe ergänzen können durch einen Blick nach Asien: in Indien gehört die Tscharvakalehre dem Stoff- und Triebdenken an, das den sinnlichen Genuss predigt, Gott und Jenseits leugnend. In China hat Wang Tschung (27-98) gelehrt, dass es weder Gottheit noch irgendein Fortleben gebe; ähnlich auch Yang Dschou. Auf alle diese trieb- und stoffentstammten Weltanschauungen kann man Diltheys Wort beziehen: „sie enthielten nirgends einen dunklen Rest unfasslicher Kräfte. Es war da kein Winkel, in dem ein selbständig Geistiges oder Transzendentes sich verbergen konnte. Alles war rational und natürlich. Werte und Zwecke sind hier blinderzeugte Produkte des Naturlaufs.“ (Dilthey a.a.O., S. 36).

Die beiden Weltanschauungen, die dem Naturalismus gegenüberstehen, werden von Dilthey *Idealismus* genannt. Fichte hat die beiden Formen des Idealismus in Eins zusammengefasst und somit dem Naturalismus eine einzige Form gegenübergestellt: die eine Weltanschauung geht vom Ding, vom Objekt, vom Stoff aus, die andere vom Ich, vom Subjekt, vom Geist.

Sicher ist, dass die Arten des Idealismus als Formen des Hochwertglaubens einander näher stehen als der Trieb- und Stofflehre, was freilich nicht hindert, dass manche Religionen, die ja alle dem Hochwertglauben angehören, sich auch untereinander heftig bekämpfen und der freien Philosophie in schroffer Ablehnung gegenüberstehen. Unter dem Einfluss der griechischen Priesterschaft wurde Sokrates -zum Tode verurteilt. Wenn die beiden Gestalten hochwertgläubiger Weltanschauung auch enger zusammengehören, so unterscheiden sie sich doch untereinander in klargezeichneter Weise.

Der *Idealismus der Freiheit*, wie in Dilthey nennt, ist schroff gegensätzlich. Was er letzten Endes bekämpft, ist die Stoff- und Trieblehre des Naturalismus. Dilthey zählt die Namen der Vorkämpfer auf: Sokrates, Platon, Aristoteles, Cicero und die römische Philosophie, die christlichen Glaubensverteidiger, viele mittelalterliche Persönlichkeiten; Kant, Jacobi, Schiller, Maine de Biran, Bergson, James.

Der Kampf des Idealismus der Freiheit galt nicht bloß dem Naturalismus, sondern auch dem objektiven Idealismus, der ausgleichenden Form des Hochwertglaubens, die dabei oft der Trieb- und Stofflehre gleichgesetzt wurde. So wendet sich die christliche Philosophie gegen Ibn Roschd, gegen Giordano Bruno und Spinoza, Voltaire gegen Leibniz, Kant, Fries, Jacobi, Herbart stellen sich gegen Schelling, Hegel, Schleiermacher, Bayle und Fichte gegen Spinoza. Zu dem schroff gegensätzlichen Idealismus gehört auch Zarathustra und der Manichäismus, ferner alle asketischen Religionen wie der Buddhismus. Dieser Glaube geht, wie Dilthey erläutert, von den Tatsachen des Bewusstseins, insbesondere des Wollens und Handelns aus, das sich in seinem innersten Wesen von jeder stofflichen Ursächlichkeit unabhängig und frei weiß. Der Mensch gehört zutiefst einem Reich von Wesen an, deren jedes an Verpflichtungen gebunden, aber zugleich innerlich frei ist.

Ihre höchste Ausgestaltung findet diese Weltanschauung im Bild eines jenseitigen Gottes, der völlig frei vom Ursachgesetz die Welt und die einzelnen Gestalten in ihr aus dem Nichts schafft.

Manche der gegensätzlichen Weltanschauungen predigen eine unbedingt enthaltsame Lebensweise, die nicht nur berauschende Getränke, sondern auch Fleischkost und Geschlechtslust ablehnt.

Ich habe in meiner *Ethik* aufgezeigt, wie in der schroff gegensätzlichen Weltanschauung immer, entweder offen oder insgeheim, der Wert der Heiligkeit bestimmend wirkt. Das Sittliche wird mit dem Heiligen, der Gnadenwirkung Gottes aufs engste verschmolzen und ihm das Angenehme und Nützliche nicht als Niedrigeres, sondern als Sünd- und Schuldhaftes gegenübergestellt. Das gilt auch dort, wo, wie bei Kant, das Heilige nicht ausdrücklich genannt, aber in Worten wie ‚Pflicht, du erhabener, großer Name‘, ‚heiliges Gesetz‘ erkennbar wird.

Die andere Form des Idealismus, die *ausgleichende*, den Dilthey als ‚objektiven Idealismus‘ bezeichnet, umfasst die Hauptmasse aller Weltanschauungen: Xenophanes, Herakleitos, Parmenides, Stoa, Nikolaus von Kusa, Bruno, Spinoza, Shaftesbury, Leibniz, Herder, Goethe, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Schopenhauer. In Indien: Vedanta, Samkhya; in China: Laotse, Kungtse. Hier ist kein schroffer Gegensatz, sondern eine ‚Zusammenschau der Teile in einem Ganzen‘. Dilthey spricht von einer universellen Harmonie aller Dinge und von einer vorherrschenden Schönheitsbetrachtung. Auch die All-in-Gott-Lehre hat hier ihren Platz, für die Gott nicht nur weltjenseitig, sondern zugleich weltdurchdringend ist.

Ich persönlich sehe in der Stufenordnung den vollendeten Ausdruck des versöhnenden Idealismus, der in seinen höchsten Formen zwischen den Werten des Triebhaft-Nützlichen und des Heiligen die Hochwerte des Sittlichen (wie des Wahren und Schönen) anerkennt und alle Werte in einer Stufenfolge zusammenfasst (vgl. *Ethik*, 1932, S. 27ff).

Jede der drei Weltanschauungen besitzt ihre Verdienste: Der Naturalismus hat allmählich ein Ende gemacht mit der uralten dämonischen Beseelung von Naturdingen,

heiligen Tieren und Gestirnen und mit der Verlegung einer geheimen Zauberkraft in Steine und Holzpflocke und dergleichen. So machte er die Bahn frei für die naturwissenschaftliche Forschung. Das Seel- und Geistesleben freilich kann in seiner Gänze und Tiefe von der Stoff- und Triblehre nicht gewürdigt werden.

Der schroff gegensätzliche Idealismus hat sein Verdienst im Kampf gegen eine alles gleichmachende Stoff- und Triblehre. In ihm ist der Geist der Freiheit lebendig, der jenseits aller Ursachgesetzlichkeit entspringt.

Der ausgleichende Idealismus fasst in seinen höchsten Formen das Berechtigte der Stoff-Triplehre und des kämpferischen Idealismus zusammen in einer Stufenordnung, in der das Niedere und das Höhere, das Dingliche und das Seelisch-Geistige, die Ursächlichkeit und die Freiheit, Welt und Gott, jedes an seiner Stelle seinen Platz hat.

Immer wieder und in den verschiedensten Ländern hat es diese drei Weltanschauungen gegeben und es wird sie auch fernerhin geben. Sie sind abhängig von drei verschiedenen menschlichen Charaktergestalten. Dilthey hat sie auf Sinneswahrnehmung, Wille und Gefühl bezogen. Ich selbst sehe in ihnen: erstens den Menschen des triebmäßigen Eigennutzes, zweitens den Menschen des Gott- und Hochwertglaubens, der sich heftig zur Wehr setzt gegen Trieb und selbstsüchtige Lebensklugheit und drittens den Menschen des umfassenden Hochwertfühlers, der bereit ist, das Niedere in niederen Bezirken gelten zu lassen und dem Höheren den überlegenen Rang zu geben.

Charakter und Weltanschauung sind nichts Unverrückbares und Unabänderliches. Vielmehr kann der Mensch sich wandeln und läutern; verschüttete Quellen können aufsteigen und zu fließen beginnen. Augustinus war nach christlicher Kindheitserziehung zuerst ausschweifender Leidenschaftsmensch, darauf Anhänger Ciceros, eines schroff gegensätzlichen Hochwertgläubigen. Dann war er Manichäer, also noch kämpferischer eingestellt, hernach Skeptiker und bekehrte sich zur neuplatonischen Weisheit, die alle Stufen des Lebens ohne Haß umschließt. Zuletzt wirkte er im Rahmen der christlichen Kirche.

Für die eigentliche Weisheit bedeutet die reine Trieb- und Stofflehre nur eine Vorstufe. Verschiedene Misch- und Übergangsformen leiten hin zum Idealismus. So ist die von manchen Triblehren gewürdigte Freude am Erkennen, die edle Freundschaft mit Gleichgesinnten, der Blick auf das Weltganze, auf den Sternengang in seiner ehernen Gesetzlichkeit und die damit verbundene Gemütsruhe etwas, das im Grunde weit über den Naturalismus hinausführt. Es gibt auch verkappte Naturalisten, wie es verkappte Idealisten gibt. Unter diesen liebte Nietzsche es, seine Lehre naturalistisch-positivistisch einzukleiden. Er predigte: ‚Gott ist tot‘ und verlangte eine Umwertung der Werte im Sinne einer Herrenmoral und der Verherrlichung der ‚blonden Bestie‘. Und doch sind dies nur Malereien auf der nach außen gekehrten Bretterwand; in Wahrheit lehnt er das ‚Genießen‘ ab und ebenso das eigennützige Denken. Hochwerte leuchten auf: das Schöne, insbesondere das des kraftvoll heldischen Menschentums, die Selbstbeherrschung, die Wahrhaftigkeit, die schenkende Tugend, die fromme Ehrfurcht vor dem Unendlichen.

Andererseits gebärdet sich mancher nach außen hin als Idealist und kann sich an frommen Reden und Werken nicht genug tun, während die Triebfedern seines Handelns selbstsicherer Ehrgeiz und Geltungsbedürfnis sind.

## B Zur Glaubens- und Denkgeschichte der Menschheit

Wir waren bisher gewohnt, die Geistesgeschichte der Menschheit vom Beginn des Christentums und von der Antike bzw. von den Ägyptern und Babyloniern an zu verfolgen und dabei den Blick auf Europa, einschließlich Vorderasien und Nordafrika zu beschränken. Heute können wir jedoch aufgrund von Ausgrabungen und Erkenntnissen der Urgeschichte, aufgrund der fortgeschrittenen Völkerkunde, aufgrund der Religions- und Rechtsvorstellungen der Naturvölker: bis in die Bronzezeit, die Jung-, Mittel- und Altsteinzeit zurückforschen und uns ein ungefähres Bild machen vom Denken und Glauben der ältesten Menschheit.

Philosophie hat, gleich wie Kunst, Recht und Religion, zu allen Zeiten zu den Besitztümern der Menschheit gehört. Jede bewusste Neuerung in Religion und Recht, wenn sie im Sinne denkender Vernunft und echtfühlender Herzenswertung gegen Macht, Aberglauben, Gewohnheit und äußerliche Auslegung überlieferter Worte erfolgte, ist ein Werk der Philosophie. Freilich einer noch unentfalteten, einer noch gebundenen Weisheit.

Philosophie war ursprünglich ein Teil der Religion, bzw. des Rechts, das ja selbst ebenso wie der Staat im Lichtkreis der Religion lag.

Eine freie entfaltete Philosophie trat erst in geschichtlich bestimmbar und anfangs bei einzelnen bestimmten Völkern hervor.

Die *erste große Etappe der Glaubens- und Denkgeschichte* ist der ursprüngliche Eingottglaube. Schon das Alte Testament verlegt den Eingottglauben in die Urzeit: Adam, Enoch, Henoch, Noah, Melchisedek. Paulus sagt im Römerbrief 1,20: „Gottes unsichtbares Wesen wird von Erschaffung der Welt her an seinen Werken durch das Denken gesehen, nämlich seine ewige Kraft sowohl als Gottesgüte.“ Und 2,15: „Die Heiden zeigen wie des Gesetzes Werk ihnen ins Herz geschrieben ist, indem ihr Gewissen sein Zeugnis dazu gibt.“ Viele Denker, insbesondere der Aufklärung und der Romantik, sind dieser Auffassung gefolgt wie vor allem Schelling.

Das mittlere und späte 19. Jahrhundert brachte dagegen die Auffassung des Naturalismus zur Herrschaft, wonach der Eingottglaube das Endergebnis einer Entwicklung ist, die von der Furcht vor Toten und der Furcht vor geheimen Zauberkraften getrieben wird sowie vom Willen, die Zukunft günstig zu gestalten.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kam der alte Gedanke der ‚allgemein-menschlichen Religion‘ wieder zur Geltung, wonach der Eingottglaube und das Grundgerüst des Gewissens seit Urzeit im Herzen der Menschen angelegt ist und sich in verschiedenen Bildern entfaltet. Otto Pfeiderer, Edward Lehmann, Andrew Lang, Leopold von Schroeder, A.H. Howitt, Pater Wilhelm Schmidt u.v.a. sind als Vorkämpfer dieser Anschauung zu nennen.

Pater Wilhelm Schmidt nimmt an, dass die Menschen schon in der aller-ältesten Urkultur an Einen Gott als Welterschöpfer und als Hüter des Guten glaubten und dass in der jüngeren Altsteinzeit drei „Primärkulturen“ auftraten, die ihren Eingottglauben in Bilder kleideten: die nordwestasiatischen Hirten, von denen auch die Kultur der Indogermanen und der Semiten ausging, verehrten den Himmelsvater; die nordostindischen Pflanzerinnen die Erdmutter und die mittelasiatischen höheren Jäger die Sonne. Durch Verbindung der beiden erstgenannten Gruppen kam es zur Vorstellung der heiligen Ehe zwischen Himmel und Erde

(in China: Yang und Yin), wobei das Bild der Ehe in der Zweiheit die Einheitsbedeutung bewahrt.

Zumeist und zuerst aber erfolgte die Vereinigung des Erdmutter- und des Sonnenglaubens, insbesondere auch im Gebiet Vorderasiens und der Mittelmeerländer, über welche sich dann der Himmelsvaterglaube der Semiten, Hamiten und Indogermanen lagerte. Mag auch an den Einzelheiten der Lehren von W. Schmidt durch die fortschreitende Urgeschichtsforschung manches geändert werden, so bleibt doch die Überzeugung, dass der Eingottglaube seit der Urzeit in mancherlei Form bestanden hat.

Die Vielgötterei ist dem uralten, zum Teil sinnbildlichen Eingottglauben gegenüber ein Nachfolgendes. Max Müller und Kurt Breysig haben darzustellen versucht, wie die vielen Eingottvorstellungen herrschaftlich verbundener Stämme zusammengezählt und in einem Vielgötterhimmel vereinigt wurden, statt dass die verschieden benannten Ein-Götter vernämlicht worden wären. Aber auch in den Vielgötterreichen selbst bricht sich immerzu der Eingottgedanke Bahn in der Form des Hochgottglaubens, der in einem der vielen Götter den Stammvater und obersten Herrscher anerkennt. Schon im 3. Jahrtausend v. Chr. wurde Ptah im ägyptischen Memphis verehrt als Weltschöpfer, Göttererzeuger und vaterloser Urgott, ohne den niemand leben kann. Später hat man Amon (Ra) als Allherren, als den einzig Einen, der alles schuf und seinesgleichen nicht hat, gefeiert. Der König Amenhötep IV (um 1370 v. Chr.), der sich Echnaton nannte, verkündete einen einzigen, nicht menschenähnlichen Gott: Aton, die Sonnenscheibe; alle andern Götter werden gelehnet. In seinem Sonnenhymnus singt der König: „Du bist der Herr der Ewigkeit; bist die Zeit selbst; man lebt in Dir.“ Diese Neuerung blieb von kurzer Dauer. Die auf einen Hochgottglauben zielenden Bestrebungen waren aber damit nicht zu Ende.

In der babylonischen Religion wurde die Dreiheit: Himmel, Erdoberes und Wassertiefe verehrt, zugleich jedoch kommt der Einheitsgedanke in dem Glauben zum Ausdruck, dass im Himmelspol, dem Höhepunkt des Alls, der höchste Gott wohnt, der alles durchwaltet. Mit dem König Hammurapi (etwa um 1750 v. Chr.), dem Rechtserneuerer, wird der Sonnengott Marduk zum obersten Gott, zum Baal schlechthin, der die Weltherrschaft verleiht.

Aus der indogermanischen Urzeit kennen wir den Namen Dyaus pitar (leuchtender Himmelsvater), der sich im griechischen Zeus pater, im römischen Juppiter, im germanischen Ziu (fater), Tyr (fader) noch erkennen lässt. Tacitus weiß von der Verehrung des regnator omnium, des Allwalters bei den Semnonen zu berichten.

Die ältesten religiösen Schriften Indiens, die Veden, zeigen schon im 2. Jahrtausend v. Chr. einen höchst vollkommenen Eingottglauben in Sätzen wie: „Im Anfang wandelte Er, der Eine (der die Welt schuf), und der jedem Einzelnen das Selbst verleiht.“ oder: „Das atmete, jedoch in eigener Weise, ohne Hauch, das Eine. Von ihm verschieden war sonst nichts vorhanden.“

Auch bei den Völkern Mittel- und Südamerikas, den Tolteken-Azteken, den Mayas und den Inkas zeigt sich der Hochgottglaube an den obersten Gott im Himmel (Hunal Ho bei den Maya, Quetzalkonatl bei den Tolteken).

*Die nächste große Etappe der Glaubens- und Denkgeschichte* betrifft die große Neuerungswelle des ersten Jahrtausends vor Christus, die alle führenden Völker der Erde ergriff. Einigen Völkern brachte diese Bewegung einen *geläuterten Gottglauben*, andere gelangten bis zur Schaffung einer *entfalteten Weisheitslehre* oder *Philosophie*.

Die *Inder* haben um und nach 1000 v. Chr. ihre Brahmanas und Upanischaden geschaffen, in denen sie eine allumfassende Weltgottheit, den Weltgrund, das Brahman mit dem Atman, der Seelentiefe in Eins setzten. Indem diese Schriften in die Reihe der anerkannten heiligen Schriften aufgenommen wurden, bildeten sie von vornherein Pfeiler, die später das Schutzdach der indischen Philosophie tragen halfen.

Auch die neben dem Hinduismus neugestifteten Religionen des *Dschainismus* (seit dem 8. Jahrhundert; Mahavira um 500 v. Chr.) und des *Buddhismus* (Buddha um 480 v. Chr.) bieten Gedankengänge eingefalteter Weisheit. In dem Umkreis buddhistischen Glaubens wirkte um 100 v. Chr. der Weise Nagardschuna. Dschainismus und Buddhismus verwenden den Begriff des Nirvana, des Verlöschens. Da der Gottesbegriff auf das Nirwana nicht angewendet wird, haben viele Europäer den Buddhismus eine gottlose Religion genannt. Dies ist eine ganz irrtümliche Schlussfolgerung. Das Nirwana steht im Gegensatz zum Sansara, der Welt, der Vielheit der Dinge und Lebewesen; Nirwana ist das Nichtsein alles Endlichen, das Unendliche und Ewige, mithin eine unpersönliche Gottheit.

Die erzählende Dichtung *Bhagavadgita*, eines der größten religiösen Kunstwerke der Menschheit, in den letzten Jahrhunderten v. Chr. entstanden, predigt innigfromme Liebe zum ewigen Gott und mitfühlende Barmherzigkeit zu den Menschen; in jeder Gottesverehrung wird im Grunde dieselbe Eine heilige Gottheit angebetet.

Von der indischen Religion und Weisheit sind wahrscheinlich auf unkenntlichem Wege Anregungen nach Europa gewandert. So der Gedanke der Wiederverkörperung, den hier Pythagoras, Platon, Lessing Goethe bejahten. Auch das Einsiedlerwesen, die Mönchsorden, die Gebetsketten sind wohl in Südasien aufgekommen.

Den *Persern* war, etwa in der Zeit zwischen 1000 und 600 v. Chr. die gewaltige Persönlichkeit *Zarathustras* geschenkt worden, eines Religionsstifters von überragender Größe. Er ist durchaus nicht – wie man oft meinte – der Begründer eines letztgültigen Dualismus und damit der Zerstörer des Eingottglaubens, sondern der Verkünder eines einzigen ewigen Gottes, der in den Gathas ‚Herr der Weiheit‘, Ahura Mazda, in späteren Schriften die ‚Unendliche Zeit‘ genannt wird. Aus diesem Urewigen und Einen geht die Welt und in ihr Angra mainju, böser Geist, hervor, der mit Ahura mazda im ständigen Kampf liegt, solange die Welt dauert. Beide forderten die Menschen auf, in diesem Krieg Partei zu ergreifen. Im Kampf der letzten Tage wird das Böse für immer besiegt. Ahura Mazda und neben ihm Spenta mainju, der heilige Geist, sind Vorkämpfer und Hüter der Reinheit, Wahrheitsliebe, Gerechtigkeit und Treue. Jeder einzelne Mensch kann sich in Freiheit für oder gegen sie entscheiden, für das Licht oder für die Finsternis. Die Überzeugung vom Dasein eines Teufels, der auf Weltdauer dem Walten Gottes entgegenwirkt, die die Erwartung eines gewaltigen Kampfes am Weltende, die Hoffnung auf einen kommenden Weltheiland (Saoschiank) und ein kommendes Gottesreich, der Glaube an die unsterbliche Seele und an den Schutzengel jeder Seele, die Auffassung der Lehren des Meisters als Heilsbotschaft – all dies und vieles andere hat sich auf spätere Religionen fortgeerbt.

Unter den Völkern, deren Glaubenslehren im letzten Jahrtausend vor Christus bedeutsam fortgebildet wurde, steht das *jüdische* nicht an letzter Stelle. Große Propheten traten im 8. Jahrhundert auf: Amos, Hosea, Jesaja, im 7. Jahrhundert Jeremia. Alle diese Gottkünder führten einen scharfen Kampf gegen die im Volk noch immer fortlebende Vielgötterei und gegen alle Veräußerlichungen des ererbten Brauchtums; das sittliche Tun



des Menschen, nicht die überlieferten Formen des von den Priestern vorgeschriebenen Werkdienstes, ist das Kernstück eines gottfürchtigen Lebens. Hosea lässt Gott sprechen: „An Liebe habe ich Wohlgefallen, nicht an Schlachtopfern, an Gotterkenntnis, nicht an Brandopfern.“ (Hosea 6,6).

Aus dem einzigen Gott des Stammes, der mächtiger ist als die Götter der anderen Stämme, ist der Eine weltbeherrschende Menschheitsgott geworden. Ein etwa in dieselbe Epoche der Denkgeschichte der Menschheit, den ersten Vorjahrtausend vor unserer Zeitrechnung, fällt die Entstehung der entfalteten Weisheit, die Philosophie: in Indien, in China und in Griechenland.

In *Indien* erwachsen große Persönlichkeiten, die sich innerlich frei machten von den so leicht erstarrenden Mächten der Priestergemeinschaft und des Staates. Aus denkender Vernunft und echter Herzenswertung schufen sie große Gedanken und Wertgefüge. So entstanden die Weisheitslehren des mystischen Vedanta, des natur- und seelenwissenschaftlichen Samkhya und des atemtechnischen Yoga.

Im Gegensatz zu andern Völkern hat die hinduistische Priesterschaft Indiens diese Lehren ebenso wie die vorhin erwähnten Brahmanas und Upanischaden in ihre heiligen Schriftengruppe aufgenommen. Ja, sie blieben bei diesen drei Weltanschauungen des Hochwertglaubens nicht stehen und gliederten in der Folge auch noch die Ansätze zu zwei Wissenschaften, der Logik (Nyaya) und der Naturwissenschaft (Vaischeschika) mit ein. Selbst die obengenannte Tscharvakalehre, eine ganz naturalistische Weltanschauung, wurde gemeinsam mit den strenggläubigen Lehren und Liedern überliefert. Eben diese Duldsamkeit der hinduistischen Priesterschaft bot der entfalteten Weisheit, der Philosophie Indiens ein schützendes Dach, unter dem sie auch in Zeiten der Erlahmung schöpferischen Weisheitsdenkens und -fühlers geborgen war. Aus dieser Anlehnung an die hinduistische Priesterschaft erwachsen immer wieder bedeutende Philosophen, wie um 800 n. Chr. der gewaltige Vedanta-Weise Schankara, den Rudolf Otto unserem großen Meister Eckhart zur Seite gestellt hat.

Auch in *China* entstand eine freie Weisheitspflege: vor allem durch Laotse und Kungtse, Laotse, ein frommer und philosophierender Prophet, in der Zeit etwa um 550 v. Chr. lebend, schuf eine neue Religionsgemeinschaft, die sich bis heute in China erhielt. ‚Tao-te-king‘ ist der Weg zum Tao, zum urewigen Einen, das die Welt umfasst. Die Gelassenheit bringt uns diesem Ziel näher. Kungtse, um 500 v. Chr. gelang noch mehr als die Stiftung einer einzelnen Religionsgemeinschaft, nämlich die Verflechtung seiner Lehre mit dem gesamten Staatsleben. Der Ahnendienst und die Verehrung der Göttlichkeit des Kaisers und des Staates, die irgendwie mit der Heiligkeit der hochgöttlichen Ehe des Himmels und der Erde zusammenhängen, sind in die Weisheitslehre Kungtses mit hineingenommen. Das Göttliche verleiht dem sittlichen und staatlichen Leben einen milden Schimmer. Doch alle Jenseitsfragen sind möglichst in den Hintergrund geschoben und die Lehre des Meisters Kung beschäftigt sich fast ausschließlich mit der diesseitigen Sittlichkeit: Wahrhaftigkeit, Ehrerbietung für die Eltern und Großen, Gehorsam gegenüber der Obrigkeit, echte Gerechtigkeit und Menschenliebe, Anstand und Bescheidenheit sind die sittlichen Forderungen Kungtses.

Um 400 v. Chr. verkündete Mohti eine allumfassende Menschenliebe, ohne Abstufung der Eltern-Kindes-Geschwisterpflichten.

Wie in Indien finden sich auch in China die Trieb- und Stofflehrer unter den Weisheitspflegern als eine Minderheit vertreten. Die überwiegende Mehrheit gehört dem Hochwertglauben an.

In *Indien* steht das All-Eine im Vordergrund des Denkens: die Vereinigung des Menschen mit ihm, die Seele und ihr Schicksal nach dem Tode. In *China* haben die sittlichen Fragen des Diesseits das Übergewicht, wenn auch der Glaube an das Göttliche keineswegs fehlt. Was die Philosophie in Indien und China geschaffen hat, ist groß. In Indien erwuchs sie in Anlehnung an die Religion, in China in Anlehnung an den Staat.

Noch bedeutender zeigt sich die *völlig freie Philosophie in Griechenland*. Losgelöst von der Priesterschaft und dem Schutz des Staates traten Weise auf, die Weisheitsschulen gründeten, wie die Pythagoräer, die Eleaten, die Anhänger Platons und die des Aristoteles, die Stoiker und Kyniker, und es gelang ihnen, unabhängig vom religiösen Kult und vom Willen des Herrschers oder der Volkversammlung, sich eine hochgeachtete Stellung im Volk und in der Erwachsenenbildung zu verschaffen.

Die griechische Philosophie hat aus sich die *Wissenschaften* hervorgebracht; die Zahlenkunde, die Raumlehre, die Sternenkunde, die Lehre von den Tönen und ihre Beziehungen zur Saitenlänge, die Sprachlehre, die Redekunst. All dieses Wissen wurde in freien Erwachsenenschulen (Hochschulen) gelehrt, zusammen mit der Weisheitssuche der Philosophie. Der Ausgang vom Sokrates-Wort: „Ich weiß, dass ich nichts weiß“, d.h. die Anlegung prüfender Maßstäbe an alle überlieferten Worte und Werte, ist ebenso kennzeichnend für die ernste Art der griechischen Philosophie, wie der Gedanke Platons und Aristoteles', dass die Liebe zur Weisheit aus dem Sich-Wundern entspringe.

Kennzeichnend für die griechische Philosophie ist die Lehre, dass die Vernunft (*logos*) die bestimmende Macht des Seins und des menschlichen Erkennens ist; Frömmigkeit und Sittlichkeit gelten als Erkenntnis und Wissen. Gefühle und Strebungen höherer Stufe hat nur Platon angenommen (Eros-Lehre), diese Anfänge wurden jedoch bereits durch Aristoteles verdrängt.

Die griechische Philosophie, der sich um 150 v. Chr. die *römische* an die Seite stellte, ist der starke, ungerissene Faden, an den alle übrigen Weisheitsfäden angeknüpft wurden und in Zukunft angeknüpft werden müssen, um ein all-menschliches Denkgewebe zu gewinnen.

Wir gelangen hiermit zu einer weiteren großen Etappe unserer *Glaubens- und Denkgeschichte*. Die großen religiösen Propheten des Glaubens an Einen Gott oder an das unpersönlich All-Eine – Zarathustra, Mahavira, Buddha, die jüdischen Propheten bekämpften die Vielgötterei und den Aberglauben. Auch Laotse gründete eine Religionsgemeinschaft, deren erste Anhänger dem Götzendienst entsagten. Kungtse hat mit Hilfe des Staates das Interesse des chinesischen Volkes von den Vielgöttern und ihrem Wirken auf das sittliche Verhalten des Einzelnen im Staatsleben verlagert. Die griechischen Philosophen brachten es nicht zu gleichen Erfolgen, ihre Wirkung blieb auf kleinere Kreise, auf Schulen und Gelehrtenvereine beschränkt.

*Keinem* der religiösen und philosophischen Erneuerer aber gelang es, Vielgötterei und Aberglauben gänzlich zu vernichten und den *Eingottglauben zum alleinigen Glauben des Volkes* zu machen. Unter den Persern kamen die alten Vorstellungen von Mithras und anderen Göttern; die sich jahrhundertlang nicht bemerkbar gemacht hatten, eines Tages wieder zum Vorschein. Im indischen Volk lebten die Bilder von Vischnu, Schiwa, von den

Göttinnen Kali, Durga u.s.f. weiter, oder bildeten sich neu und wurden von verschiedenen hinduistischen Gruppen gepflegt. In der taoistischen Gemeinde Chinas tauchten alte Göttervorstellungen und zauberische Gebräuche wieder empor.

Da wurde das nebensächliche Schicksal eines kleinen Volkes zu *weltgeschichtlichem Ereignis*. Im Jahre 587 hatten die Babylonier das *jüdische Volk* in die Gefangenschaft geführt. 539 war ein Teil des jüdischen Volkes unter der Führung seiner Priesterschaft zurückgewandert. *Vor* der babylonischen Gefangenschaft war der Eingottglaube bei den Juden in ständigem Kampf mit dem Baaldienst gelegen. *Nach* der Gefangenschaft waren *die Juden das einzige Volk der Erde, das zur Gänze eingottgläubig war*. In den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt drang griechische Philosophie auch in das Judentum ein. Begriffe wie Sophia (Weisheit), Logos (Vernunft) wurden übernommen, der griechische und der jüdische Eingottgedanke fanden sich.

Und hieraus erwuchs in der Lehre des Rabbi Jeshua, des Propheten von Nazareth, das große Ereignis der Glaubens- und Denkgeschichte der Menschheit. Wer als strenggläubiger Christ, ohne Kenntnis anderer Religionen, die Einzigartigkeit des Christentums betont, wird auf einen keinsseitig gebundenen Menschen nicht den überzeugenden Eindruck machen, wie der Philosoph und freie Religionswissenschaftler, der bestrebt ist, sich in alle Religionen der Erde unvoreingenommen einzufühlen, und der am Ende doch dazu gelangt, die Vorzüge und die verhältnismäßige Überlegenheit des Christentums zu würdigen.

Der Prophet von Nazareth hat seine Predigt zusammengefasst in der innigen Gottliebe und Gotteskindschaft und in der tatbereiten Menschenliebe, die auch die anders oder feindlich Gesinnten nicht ausschließt. Reinheit der Gesinnung, die nicht nach Lohn und äußerer Anerkennung schießt, soll unser Handeln bestimmen, das kein zur Schau getragener Werkdienst sein soll. Die von den Priestern eingeschärften Vorschriften, wie z.B. die Speise- und Reinigungsgebote, der regelmäßige Tempelbesuch, die enggefasste Sabbathheiligung u.a.m. können ohne Gewissensbeschwerde vernachlässigt werden, wenn nur die innere Einstellung zum Nächsten hilfsbereit und das einsame Gebet in der Kammer echt und aufrichtig ist.

Wer Ohren hat zu hören, kann über diese zutiefst ergreifende Wahrheit in Jesu Reden nicht hinweghören: „Warum heißest du *mich* gut? Niemand ist gut denn allein Gott.“ (Math. 12,17) „Wer gegen *mich* ein Wort sagt, dem wird vergeben werden; dem aber, der den heiligen Geist lästert, dem wird nicht vergeben werden.“ (Math. 12,32. Luk. 12,10) „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ (Joh. 4,24)

Nicht die Einzigartigkeit aller dieser Lehren, sondern ihre unerschöpfliche, unvergleichliche Tiefe, der nur wenige Menschen auf Erden nahe kommen, bewirkten das weltgeschichtlich Große der Christuswerdung. Die einmalige Gunst des Ortes und der Zeit verhalfen der Saat zur Reife: in dem einzigen rein eingottgläubigen Volk der Erde klang die Predigt auf, in einer Gegend, wo viele Griechenstädte die Gewissheit gaben, dass über kurz oder lang die entfaltete griechische Weisheit sich mit dieser reinen und tiefen Frömmigkeit und Sittlichkeit verbinden werde.

Das Christentum hat in der Folge mancherlei Vorstellungen anderer Geistesrichtungen in sich aufgenommen und mancherlei Lehrformeln aus sich hervorgebracht, doch nie hat es seinen tiefsten und lautersten Gehalt preisgegeben. Die Gedankenwelt der größten Weisen der Menschheit in sich umschließend, hat es immer wieder vermocht, Schlacken und

Auswüchse, die zu Schale und Kruste wurden, abzustoßen, und sich aus seiner eigenen Innerlichkeit zu erneuern.

Einen weiteren Entwicklungsschritt erfährt diese Etappe der Glaubens- und Denkgeschichte mit der Erhebung der bisher verfolgten christlichen Gemeinde zur Staatskirche im Jahr 313 bzw. 392. Mit der Möglichkeit zur Ausbreitung über ganz Europa sind damit aber auch die Gefahren der Veräußerlichung gegeben.

Wir sollten hier auch noch die Religionsstiftung des Islam (622) einbeziehen, er fasst Gott streng einheitlich auf und nennt Moses sowohl wie Jesus, vor allem aber Mohammed als seine Propheten. Der Islam regte die arabisch-jüdische Weisheitspflege an, die im 10. bis 13. Jahrhundert zur Blüte gelangte

Die nächste Etappe der *Glaubens- und Denkgeschichte* beginnt in der Zeit von 1300 - 1600, in der sowohl die Philosophie, die sich im Mittelalter unter dem Obdach der Kirche barg, neubegründet wurde und die neuzeitliche Wissenschaft entstand, als auch die lutherische und die reformierte Kirche ins Leben traten.

Zugleich gestaltete sich, was zumeist darzustellen vergessen wird, ein freies Christentum in Meister Eckhart, Tauler und in den Männern des 16. und 17. Jahrhunderts, in Sebastian Frank, Osiander Weigel, Schwenkfeld. Menno Simons gründete die Sekte der Mennoniten; George Fox stiftete 1648 in England die Gesellschaft der Freunde (Quäker), die keine Sakramente haben, keinerlei äußerlichen Kult, sondern in schlichten Zusammenkünften die Offenbarung des inneren Lichtes in der eigenen Brust erwarten, als neuen Anlass tatbereiten Helfens.

Die Fortsetzung dieser Anfänge bildete jene Gruppe der Aufklärung in Gesamt-Europa, die eine ‚natürliche‘ Religion und eine ‚natürliche‘ Sittlichkeit für die vorchristliche Vergangenheit sowohl wie für die Gegenwart erkannten und bekannten. Dieser Richtung gehörten weniger Theologen als vor allem unsere großen deutschen Dichter an: Lessing, Herder, Goethe, Schiller; und die großen Denker: Kant, Fichte, Schelling, Schleiermacher, Hegel. Diese Weltanschauung setzt sich fort in der freiheitlichen evangelischen Theologie des 19. und 20. Jahrhunderts und in Vereinen wie dem ‚Bund für freies Christentum‘ in Deutschland und dem ‚Weltbund für freies Christentum‘. Die Bewegung für moralische Aufrüstung vereinigt *alle* Richtungen des Christentums und sucht sie in echter Frömmigkeit und Sittlichkeit zu vertiefen.

Diesem großen fortschreitenden Entwicklungsgang der *Glaubens- und Denkgeschichte* steht die Ausbreitung des Unglaubens entgegen: seit der Verkündung der Gottlosigkeit durch eine Gruppe von Aufklärern haben sich in diesen und jenen Staaten immer breitere Schichten der Menschheit auf den Boden des Naturalismus gestellt. In den Jahren 1793/94 hat sich zum ersten Mal in der Weltgeschichte, eine Staatsleitung zur Gottlosigkeit bekannt. Im 19. und 20. Jahrhundert folgten Parteien und andere Staatsführungen, wenn es auch niemals gelang, sämtliche Partei- und Staatsangehörige unter diese Formel zu bringen. Auch wer diesen Parteien und Staaten nicht angehört, muss anerkennen, dass manche Anhänger trotz ihrer Gottlosigkeit, im Kern ihrer Planungen *sittliche* Ziele mit aufrichtiger Begeisterung anstreben, mögen auch Außenstehende diese Ziele in der gegenwärtigen Form als undurchführbar, in ihren Nebenwirkungen als schädlich erkennen.

Es gibt heute in aller Welt Gruppen und Einzelpersonen, mehr als zu anderen Zeiten, die von rein ichsüchtigen Strebungen erfüllt sind und sich dem oberflächlichsten

Genussleben hingegen, auch wenn sie sich hie und da bewusst oder unbewusst mit religiösen Scheingedanken tarnen. Gerade das gewaltige Vordringen der Stoff- und Trieblehre und Triebgesinnung des Naturalismus in seinen verschiedensten Formen zeigt uns, wie es hoch an der Zeit ist, dass sich jeder Einzelne in freier Philosophie auf die gültigen Gedanken des Glaubens und der Sittlichkeit besinne.

Denn Klarheit über das Wesen von Mensch und Welt führt zu innerer Erneuerung und rechter Tat.

## **C Welterkenntnis**

### *1. Das Erkennen*

Der vorliegende Beitrag kann und will keine Darstellung der Philosophie der Gegenwart bieten. Das wäre auch ein zu trockenes Geschäft. Ich gebe vielmehr zu den gegenwärtigen und ewigen Fragen meine eigenen Gedanken, die vielen Denkern von einst und jetzt Anregungen zu danken haben. Bei dieser Darstellung ergeben sich Ausblicke auf die verschiedensten Richtungen.

Seit Descartes ist für jeden tiefer schürfenden Denker der Ausgangspunkt des Erkennens die Erlebnis-Wirklichkeit. Das Allererste ist mein Zweifel an jeder Wirklichkeit. Eines bleibt dabei bestehen: die Tatsache meines Zweifelns, meines Denkens: „Ich zweifle, ich denke. Also bin ich.“ Die eigene Erlebniswirklichkeit hat unanzweifelbare Gewissheit für den sich besinnenden Menschen. „Ich bin“ ist das einzige Erfahrungsurteil, das schlechthin gewiss ist. Wir müssen Descartes grundlegenden Satz ‚Ich bin‘ genauer bedenken. Unanzweifelbar gewiss ist nicht mein Ich in der Vergangenheit, wie es in vielen Erinnerungsvorstellungen fortlebt, sondern die Jetzt-Wirklichkeit meines Ich. Augustinus, der in der Entdeckung des Ausgangspunktes ‚Ich bin‘ vorausgegangen ist, hat hierin schon klarer gesehen. Er sagt „Der gegenwärtige Augenblick entbehrt der Ausdehnung, weil er gleichsam als Punkt vergeht. Denn wenn er ausgedehnt wäre, teilte er sich in Vergangenheit und Zukunft“.

Der erste Weg prüfender Erkenntnis führt mich also in die den Jetztaugenblick überschreitende Vergangenheit. Meine jetzige Erlebniswirklichkeit hat zum Inhalt das Bild des Ebenvergangenen: ich sehe die Bewegung des Sekundenzeigers, ich erblicke das Kriechen des Käfers, ich höre eine Melodie. Es ist nicht so, dass ich nur einen einzigen Ton, eine einzige Zeigerstellung in meinem Bewusstsein habe, vielmehr ist gerade auch die Bewegung, die Tonfolge Inhalt meines Bewusstseins. Das mit der Lebhaftigkeit sinnlicher Empfindung erlebte Ebenvergangene geht in eine Kette allmählich verblassender Erinnerungsvorstellungen über. Meine Handbewegung, die Wellenberge und Wellentäler beschreibt, ist mir im jetzigen Augenblick deutlich bewusst. Wirklich ist im Jetzt nur die Handstellung, etwa auf der Höhe des Dritten Wellenberges, aber die gesamte Bewegung ist mir als Ersterinnerung und Ebenvergangenheits-Empfindung im Bilde gegeben. Das Wissen um das Ebenempfundene und Ebenerinnerte hat sicherlich nicht die unanzweifelbare Gewissheit des Als-Jetzt-Erlebten, aber eine höchstgradige Wahrscheinlichkeit, die sich von der Gewissheit schwer unterscheiden lässt. Die Annahme, dass das Ebenvergangene nicht

genau so gewesen ist, wie ich im Bilde mir bewusst bin, dass ich gleichsam im Jetzt das Ebenvergangene unwillentlich fälschend erträume, ist schwer vorzustellen, weshalb dieser Gedanke von Descartes gar nicht versucht worden ist. Die erste Wirklichkeit außerhalb der Jetzt-Wirklichkeit ist also das im Bild erfasste Ebenvergangene, das mir die Überzeugung gibt, dass mein Erleben sich in der Zeit erstreckt, in einem Nacheinander, das ich in der Form der ausgedehnten Zeitanschauung erfasse (vgl. meine Arbeiten *Zeit und Raum*, 1908 und *Raumanschauung und Zeitanschauung*, 1910).

In allen diesen Erlebnissen des Ebenvergangenen, des Sehens des sich bewegenden Sekundenzeigers, des kriechenden Käfers, des Hörens der Melodie, ist jedesmal ein Ich gegeben, das sieht und hört. Die Selbigkeit des Ich in meinen Erlebnissen gehört zu den höchstgradigen Gewissheiten, die es gibt. Dass ich in einer bewegten Los-Trommel aus einer Milliarde von einzelnen nummerierten Losen eine Nummer ziehe, die größer ist als eins, ist höchst wahrscheinlich. Und doch ist diese Wahrscheinlichkeit kleiner als die erlebte Gewissheit der Selbigkeit des Ich. Außer der verstandesmäßigen Überzeugung erfüllt mich da eine gefühlsmäßige Gewissheit, die einen Zweifel nicht zulässt.

Es gibt außer den Ersterinnerungen noch andere Erinnerungsvorstellungen von dem, was ich gestern, was ich vor zehn Jahren, vor fünfzig Jahren erlebt habe. Jeder Mensch weiß, dass ältere Erinnerungen sich in Abhängigkeit von jüngeren Erlebnissen und damit verbundenen bewussten und unbewussten Gefühlen und Strebungen wandeln: das Bild des Verlobten eines jungen Mädchens ändert sich nach der gelösten Verlobung bzw. bei der Verheiratung des Mädchens mit einem anderen Mann. Das Bild des alten Partners bleibt oft jahrzehntelang vergessen und verdrängt, plötzlich taucht es in blühenden Farben wieder auf, durch irgendeinen nebensächlichen Umstand erweckt, oder wenn sich die beiden Getrennten nach vielen Jahren wieder begegnen. Dabei können einzelne Ereignisse aus der Vergangenheit: der gemeinsame Aufenthalt in einer abseitigen Gaststube, das Kleid, das damals getragen wurde, eine Speise, eine Blumenvase auf dem Tisch, eindeutig feststehen; Tagebücher und Briefe aus der ersten Zeit der Begegnung oder Trennung können es bestätigen. Als Ganzes jedoch sind die Erinnerungen gewandelt. Die Gewissheit von Alt-Erinnerungen erreicht niemals die höchstgradige Wahrscheinlichkeit des Ebenvergangenen. Dennoch hält sich jeder für berechtigt, sein eigenes Leben in der Zeit und die Selbigkeit seines Ich als gesichert anzunehmen.

Auch die krankhaften Fälle der Spaltung der Persönlichkeit sind, wie K. T. Oesterreich ausführt, nicht als Teilung des einen Ich in zwei voneinander unabhängige Iche mit eigenen Erinnerungen zu erklären, sondern als ein und dasselbe Ich, das in krankhafter Weise bestimmte Erinnerungen und Phantasien je einer bestimmten ‚Person‘ zuordnet, und sich selbst in einer gewissen Zeit für die eine Person, zu anderer Zeit für die andere Person hält, ohne die beiden Erinnerungsgruppen aufeinander zu beziehen. Solche und andere Fälle zeigen, dass Erinnerungen keine unanzweifelbare Gewissheit innewohnt. Selbsttäuschungen und Gedächtnisschwächen leiblicher und seelischer Art liefern zahllose weitere Beweise.

Die Prüfung unseres Erinnerungslebens und unserer Ebenvergangenheitsempfindung hat ergeben, dass wir berechtigt sind, mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, unser Leben erstrecke sich in der Zeit und werde in unseren Erinnerungen wiedergegeben, freilich zum Teil und in einem gewissen Grade getrübt oder verfälscht. Die Annahme der ersten Wirklichkeit außerhalb meines Jetzt-Ichs betrifft mein eigenes Ich in der Vergangenheit, mit

dem ich mich durch Selbigkeit verbunden weiß. Diese Wirklichkeit war selbst je einmal ein Jetzt-Ich und wurde damit voller Gewissheit erlebt.

Älter als die Erkenntniskritik der Zeit (Volkelt, Becher) ist die des *Raumes*. Gibt es außer mir eine andere Wirklichkeit anderer Lebewesen und einer Stoffwelt? Die Seelen anderer *Lebewesen* erscheinen in ihrem Sein viel gesicherter, so haben z.B. die Neukantianer sie ohne weiteres anerkannt, während sie die Stoffwelt, bzw. das Ansichseiende, das Zugrundeliegende, völlig leugneten. Bei den anderen Menschen bzw. Lebewesen handelt es sich wie beim Einst-Ich um etwas mir Ähnliches, um ein Etwas, das gleich mir für sich ein Jetzt-Ich ist. Das ‚Du‘ ist ein Ich, das in jedem Jetzt seiner selbst gewiss ist. Den andern ist es als Du in seinem Sein nicht voll gewiss, nur wahrscheinlich.

Wenn man den Stoff und damit den Leib mit in Betracht zieht, so ist die Wahrscheinlichkeit des Du noch vielmals erhöht, denn ich bin mit meinem Leib aufs innigste verbunden und alle meine seelischen Regungen äußern sich durch Angeburtstrieb in Miene und Körperbewegung. Die Wahrnehmung solcher Äußerungen anderer erweckt in mir triebhaft eine lebhaftere Einfühlung in das gegenwärtige Du. Wenn auch meine Vorstellung vom seelischen Erleben des andern dann und da teilweise, ja, manchmal auch ganz unrichtig ist, wenn es auch bewusste Verstellung und gute Schauspielkunst gibt, so ist doch das Bild einer Welt, in der ich mit den verschiedensten Lebewesen zusammenlebe, die vernünftigste Antwort, die mir auf meine Zweifelsfrage gegeben werden kann; es ist dieselbe höchstwahrscheinliche, ja gewiss erscheinende Überzeugung, die mich und alle andern alltäglich begleitet.

So verbleibt der Erkenntnislehre die Frage nach dem Dasein und Sosein des *Stoffes*. Hier tritt mir eine Wirklichkeit entgegen, die ganz andersartig ist, als die Erlebniswirklichkeit des Jetzt-Ich, von der ich ausgegangen bin. Denn das Einst-Ich und das Jetzt-Du sind doch in ihrem An- und Fürsichsein selbst nichts anderes als jeweils ein Jetzt-Ich. Im Stoff dagegen liegt ein Etwas vor, das kein Du, sondern ein ‚Es‘ ist. Jedes ausgedehnte Ding ist ein Nicht-Lebendiges, ein Totes. Von den Körpern der Lebewesen, die an ein Seelenleben irgendwie gebunden sind, sehen wir vorerst ab.

Zunächst wurde und wird dem Augenschein zufolge ein *stetig* ausgebreiteter Stoff angenommen. Als Erster hat dann der Grieche Demokrit gelehrt, dass das, was uns als stetiger Stoff erscheint, aus kleinsten Körperchen besteht, die zwar für sich selbst stetige Stoffgrößen sind, sich aber ständig im leeren Raum bewegen.

Die großen Körper, die uns umgeben, die Leiber der Lebewesen, die Bäume, Häuser, Erd- und Gesteinmassen sind nicht stetig stofflich, sondern eben eine Vielheit winzigster Teilchen, zwischen denen sich leerer Raum breitet. Die moderne Naturwissenschaft hat diese Vorstellung in der Modelltheorie der Atome ausgebaut.

Einen entscheidenden Schritt hat im 17. Jahrhundert G.W. *Leibniz* getan, der erkannte: die Welt besteht aus räumlich ausdehnungslosen *Monaden* (Einsheiten) im leeren Raum. Melchior Palagy hat 1902 die Überzeugung, die Leibniz raumbezüglich entwickelte, die Zeit betreffend dargelegt. Unabhängig von ihm hat meine Arbeit über *Zeit und Raum* (Wien 1908) ähnlichen Inhalt: im letzten Sinne wirklich sind nur die räumlich und zeitlich ausdehnungslosen Monaden, Kraft- und Seeleneinheiten, die ‚Ich-Jetzt-Punkte‘, die im leeren Raum und in der leeren Zeit zu denken sind, d.h. sich als Punkte in eine dreifach erstreckte, umkehrbare Mannigfaltigkeit und in anderer Hinsicht in eine einfach erstreckte, nicht

umkehrbare Mannigfaltigkeit einordnen lassen. Sie sind das ‚An sich Wirkliche‘, das ‚Für sich Wirkliche‘, das von innen betrachtete Sein.

Für andere, von außen betrachtet, erscheinen sie stetig im Raum, massieren sich zu Stoffgebilden, zu Dingen und zu Leibern von Lebewesen und erscheinen auch stetig in der Zeit. In Wirklichkeit sind sie aber ausdehnungslose Kraft- und Seelenaugenblicke im leeren Raum und in der leeren Zeit.

Der Gedanke der leeren Zeit erschüttert manche Menschen tiefer als Demokrits und Leibnizens Gedanke des leeren Raumes. Es ist die Einführung des Nichtsbegriffes in die anschaulich erfasste Welt, in unser Leben selbst. Von Heidegger stammt das Wort „Dasein heißt Hineingehaltensein in das Nichts“. (*Was ist Metaphysik*, 1949, S. 32) In der Tat hat man diesen ins Nichts versinkenden Eindruck beim Gedanken an den Ich-Jetzt-Punkt im Leeren. Aber die gesamten Ich-Jetzt-Punkte sind Blüten des einen umfassenden Baumes des unendlichen Seins. Sind, um ein anderes Bild zu gebrauchen: Eisenspäne, die vom unsichtbaren Magneten zu einer Gesamtheit zusammengefasst werden. Wer ausdehnungslose Monaden annimmt, muss wissen, dass es eine Berührung nicht geben kann, dass alle Wirkung anziehende oder abstoßende Fernwirkung sein muss, die nur möglich ist, durch das umfassende Ganze.

Die räumlich-zeitlich angeschaute Welt ist nur ein Bild, eine Von-außen-Betrachtung. An und für sich ist jedes Stück Wirklichkeit ein ‚Ich-und-Jetzt-Punkt‘. Der leere Raum und die leere Zeit sind nur unausgefüllte Stellen in unserer Raum- und Zeitvorstellung, die immer scheinbildlich ist in Bezug auf die Stetigkeit des raumzeitlichen Angeschauten. Das Wirkliche ist in Wahrheit punktuell unstetig. Es ist nicht so, wie Kant es darstellte, dass das An-sich-seiende überhaupt in keiner Beziehung zu Raum und Zeit steht. Es steht nur in keiner Beziehung zur stetigen Räumlichkeit und Zeitlichkeit. Als Punkt lässt sich das Wirkliche in Raum und Zeit eingeordnet denken. Leibniz nannte darum die räumliche Welt eine „wohlbegründete Erscheinung“. Jeder Kraftpunkt ist eine unteilbare und unaufhebbare Einheit, gleichsam ein ‚Ich‘. Freilich ein Ich, das keine Raum- und Zeitanschauung hat, keine Erinnerung, keine Vorstellung, kein Denken, kein Bewusstsein, kein Bild eines anderen Seins, sondern nur einen augenblickhaften Kraftzustand, der, wie Schopenhauer in *Die Welt als Wille und Vorstellung* ausführt, als unbewusster Willenszustand zu denken ist. Auch Schelling sagte: „Wollen ist Ursein“. Und Heidegger spricht vom „Willen als Grundzug der Seiendheit des Seienden“.

In der neuzeitlichen Naturwissenschaft wird der Begriff der stofflichen Substanz immer mehr und mehr verdrängt von den Begriffen der Kraft und des Kraftzentrums. Über Leibniz sagt der Physiker Hermann Weyl, er sei „der klassische Philosoph der dynamischen Weltvorstellung“; für ihn „liege das Reale an der Bewegung ... in der bewegenden Kraft“, und die sei „überräumlich-immateriell“. „Boscovich, Cauchy, Ampere“ – so heißt es weiter – „bekennen sich klar zu der Auffassung, daß die Zentren *Punkte im strengsten Sinne ohne Ausdehnung* sind.“ (*Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaft*, S. 128ff). Weyl weist darauf hin, dass die „Größe“ des Elektrons nicht eine stoffliche Ausdehnung besage, sondern „die Entfernung bedeute, bis zu der sich zwei Elektronen einander nähern können.“

Das Gesetz von der Erhaltung der Energie, das heute an die Stelle des Gesetzes der Erhaltung der Masse zu treten hat, ist, wie die Physik nachgewiesen hat, auch für das Geschehen innerhalb des Atoms gültig. Auf dem Gebiet der Atomkernforschung muss sich



der moderne Naturforscher bloß mit statistischen Gesetzmäßigkeiten begnügen; denn da jede Messung in das zu Messende verändernd einwirkt, lässt sich nach der Heisenberg'schen Unschärfe-Relation nur entweder Impuls, bzw. Energie, oder Strecke, bzw. Zeitgenauer bestimmen. Wenn so die Physik zur Erfassung von strengen Ursachgesetzen im Mikrokosmos nicht gelangen kann, so bedeutet das nicht, wie Max Planck betont hat, dass es in der Natur eine strenge Ursächlichkeit nicht gebe.

Bernhard Bavink sagt in seinem Buch *Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaften*: „Es gibt nur ein einziges reales Etwas, nämlich die *Wirkungsquanten* und ihre vierdimensionale ‚Ordnung‘“ (damit sind die drei Erstreckungen des Raumes und die eine zeitliche gemeint). „Die ‚Wirkung‘ ist das eigentlich Invariante (vom Standort Unabhängige) an der Welt.“ „Die Quanten konstituieren selber erst die Raum-Zeit.“

Die Prüfung des Wirklichkeits-Erkennens hat ergeben, dass der jeweilige Jetztaugenblick volle Gewissheit in sich trägt, wogegen die Stetigkeit des Raumes und der Zeit scheinbildlich ist, genau wie Farben, Töne, Gerüche, Hitze, Kälte in den Sinnesempfindungen.

Schon in der griechischen Philosophiegeschichte finden sich Erkenntnisse, die den Widerspruch, der in der Eigenschaft der Stetigkeit liegt, ganz klar herausheben: Zenons Sätze – „Der fliegende Pfeil ruht“; „Achilles kann die Schildkröte nicht einholen“; „Eine Bewegung kann gar nicht anfangen“ treffen Richtiges und sind niemals widerlegt worden, wenn auch klägliche Verlegenheits-Redewendungen sie beiseite zu schieben versuchten.

Das Räumliche und Zeitliche, das nur als Erscheinungsbild endlos teilbar ist, besteht in Wahrheit aus einer bestimmten, wenn auch noch so großen, Anzahl von Seinsheiten, Ich-Jetzt-Punkten. Wenn man bei diesen letzten ausdehnungslosen Teilchen angelangt ist (man tritt dabei aus dem Räumlichen ins Punktuell-Krafterfüllte hinüber), hört die Teilungsmöglichkeit auf. Der fliegende Pfeil befindet sich im Jetztaugenblick, an einem bestimmten Punkt, doch wohnt ihm jeweils eine Krafrichtungsgröße von Null bis X inne, so dass sich der tatsächlich ruhende Pfeil ganz klar von andern, die langsam oder schneller fliegen, unterscheidet. Achilles holt die Schildkröte in einer bestimmten Zeit ein und er braucht für ihre angeblich unendlichen Teile nicht eine unendlich lange Zeit, da ja die gesamte Weltzeit nur aus einer bestimmten, wenn auch hohen, Anzahl von Augenblicken besteht, nicht aus unendlich vielen. Das Eugen-Dühringsche ‚Gesetz der bestimmten Anzahl‘ gilt sowohl für die räumliche als für die zeitliche Seite der Welt. Der Schein der Stetigkeit ist mit unserer Raum- und Zeitanschauung gegeben. Aber auf die Frage ‚Weißt du wieviel Sternlein stehen an dem blauen Himmelszelt‘, müssen wir mit den Liedworten antworten: ‚Gott der Herr hat sie gezählet‘. Wir selbst kennen die Zahl nicht, doch an sich ist es in jedem Augenblick eine ganz genau bestimmte Anzahl der Fixsterne sowohl als auch der Planeten. Da Fixsterne und Planeten immer wieder Teile von sich abstoßen, ist die Anzahl der Himmelskörper zu verschiedenen Zeitpunkten verschieden groß. Die Zahl der letzten Einheiten der Welt aber ist vom Anfang bis Ende dieselbe.

Zwischen dem Gesetz der ‚bestimmten Anzahl‘, das unsere gesamte Wirklichkeit beherrscht und der räumlich-zeitlich angeschauten Stetigkeit ist ein unaufhebbarer Widerspruch, der nur dadurch gelöst wird, dass man die stetige Raumzeitlichkeit als erscheinungsbildlich erkennt.

## 2. Die Welt und ihr Aufbau

### a) Die Welt im Allgemeinen

Was man im Gesetz der Erhaltung der Materie, bzw. im Gesetz der Erhaltung der Energie seit alters zum Ausdruck bringen wollte, ist die Überzeugung, dass kein Stück der Weltwirklichkeit verschwinden und während des Weltbestandes kein Stück aus nichts neu erzeugt werden kann. Es gibt eine bestimmte unverrückbare Anzahl von letzten Einheiten, die unsere Welt in jeweils wandelbarer Form zusammensetzen.

Das nicht-organische Reich der Natur hat die Millionenzahl großer Sternräder und Spiralnebel gebildet, deren eines unsere Milchstraßenlinie mit ihren Milliarden von Fixsternen (Sonnensystemen) ist. In ihr hat unser besonderes Sonnensystem mit seinen Planeten seine Stelle.

Man nimmt heute an, dass es auf den außerirdischen Wandelsternen auch auf Venus und Mars kein vegetatives Leben gebe, aber die Milliarden anderer Sonnen haben ihre Planeten, von denen sicherlich ein Teil auf organisches Leben ja manche Planeten wohl sogar vernünftiges Leben entwickelt haben.

Das Ursachengesetz besagt: Jedes Geschehen hat eine Ursache. Gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen. Dieses Gesetz gilt ausnahmslos. Wenn der Naturforscher auf anscheinend genau gleiche Fälle stößt, in denen einmal eine bestimmte Wirkung eintritt, ein anderes Mal nicht, dann können wir sicher sein, dass es sich nicht um genau gleiche Bedingungen handelt, und dass uns noch die Kenntnis von notwendigen Mitursachen fehlt, die einmal, ohne dass wir es wissen, gegeben sind, ein anderes Mal nicht. Alle Ich-Jetzt-Einheiten vom Weltenbeginn bis zum Weltende stehen in einem unerbittlich festem Zusammenhang. Jeder selbigen Einheit sind die sämtlichen Augenblicke vom Anfang bis zum Ende zugordnet, wobei die niedere Einheit, der Kraftpunkt, selbst ein nacheinander in der Zeit oder eine Erinnerung nicht besitzt. Gleichwohl ist derselbe Kraftpunkt, dieselbe Wesenheit, in jedem Augenblick der Welt wirklich. Jede Jetztwirklichkeit umfasst einen gesamten ursächlichen Wirkungszusammenhang. So gehört Wesenhaftigkeit und Ursächlichkeit zu jeder Einheitswirklichkeit des Weltganzen.

Das Leben kann nicht durch die nämlichen Ursachen, wie das nicht-organische Geschehen erklärt werden. Der Naturwissenschaftler wird bei der Erklärung von Lebensprozessen mit Recht vorsichtig vorgehen und daher etwa von ‚Zielstrebigkeit‘ sprechen (K.E. von Baer), vom ‚Organisationsprinzip‘ (E. Pflüger) von ‚Gerichtetheit und Schöpfertum‘ (E.S. Russel), von ‚Plan und Regel des Lebens‘ (J. von Uexkuell), vom ordnenden Gestaltungsvermögen (W.R. Hess). Die Philosophen, die alle auch den Blick auf das Gesamtall gerichtet haben, sprechen von ‚organisierender Kraft‘, ‚Lebenskraft‘ (Hermann Lotze), von ‚höheren Richtkräften‘, ‚gestaltendem Unbewussten‘ (Eduard v. Hartmann) oder von ‚höheren Führungsfeldern‘ vom Seinsrang der Potentialität (Aloys Wenzl). Man erinnert sich der alten Begriffe ‚Entelechie‘ von Aristoteles, an ‚quinta essentia‘ (Paracelsus), an ‚Forma vitalis‘ (van Helmont), ‚vis essentialis‘ (Chr. Fr. Wolff), an ‚das vernünftig bildende Unbewußte‘ (E.G. Carus), an den organischen ‚Willen in der Natur‘ (Schopenhauer). Der Philosoph und Naturforscher Hans Driesch nennt das im Organismus

Wirkende ‚seelenartig‘, und Aloys Wenzl folgt ihm hierin. Alwin Mittasch gibt in seiner Schrift *Entelechie* eine ausgezeichnete Übersicht über dies gesamte Fragengebiet.

Nach all dem Gesagten ist man berechtigt, neben den Kraftpunkten seelenähnliche Einheiten anzunehmen, die das Organische, das Leben, zielstrebig lenken.

Der Gedanke Spinozas, dass zwischen leiblichem und seelischem Geschehen keine Ursachbeziehung besteht, sondern *Gleichläufigkeit* (Parallelismus), ist im 19. und 20. Jahrhundert fortgesponnen worden, so von Fechner, Wundt, Paulsen u.v.a. Spinoza hat diesen absonderlichen Ausweg gewählt, da er, wie sein Vorgänger Descartes in größter Bedrängnis war durch die Gegenüberstellung des stetigen Stoffes und der punktartigen Seele, zwischen denen eine Wechselwirkung völlig unmöglich erscheint. Denn im Alltagsleben sind wir alle Mechanisten: ein herabrollender Felsblock, der einen eingerammten Stab umwirft, überzeugt uns, während uns die Anziehungskraft der Gestirne, etwa zwischen Sonne und dem Planeten Pluto, der sechs Milliarden Kilometer von ihr entfernt ist, wunderbar erscheint. Wenn, wie bei Fechner, der stetige Stoff durch ausdehnungslose Monaden ersetzt ist, staunt man, dass auch dort noch der Gleichläufigkeitsgedanke Spinozas aufrechterhalten wird, denn die Wechselwirkung zwischen dem Kraftpunkt und einer Seele ist nicht schwieriger zu denken als die zwischen zwei Kraftpunkten untereinander oder die Anziehung zweier Gestirne. Alle Wirkung unter ausdehnungslosen Monaden ist Fernwirkung. Im physikalischen Bereich wird zum Teil noch mit dem Begriff des ausgedehnten Korpuskels gearbeitet werden; aber jeder Versuch einer mechanischen Erklärung der Schwerkraft-Anziehung muss natürlich misslingen.

Die Philosophie hingegen hat es mit ausdehnungslosen Monaden zu tun und muss so von vorneherein auf mechanische Erklärungen verzichten. Zwischen ausdehnungslosen Monaden gibt es keine Berührung, keinen Druck und keinen Stoß. Die Wirkung ist innerer Art.

#### *b) Die sittliche Welt der Menschen*

Innerhalb der Welt ist die Menschenseele das Stück Wirklichkeit, das den Zugang bildet zur letzten Tiefe des Seins. Die Eigenart des Menschlich-Seelischen und der Wissenschaften, die sich mit ihr befassen, im Gegensatz zu den toten Dingen und dem pflanzlich-tierischen Leben haben Dilthey, Windelband, Rickert, Becher, Rothacker u.a. gekennzeichnet.

Bei Dilthey heißt es: „Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir.“ Das Seelenleben ist uns gegeben von innen (nicht von außen), als Wirklichkeit (nicht als Erscheinung), als lebendiger Zusammenhang (nicht in zusammenhangloser Einzelhaftigkeit); Wirklichkeitserkenntnis, Wertbestimmung, Norm und Zwecksetzung sind dabei verbunden. (Vgl. zum folgenden mein Buch *Ethik*, 1932). Der Naturalismus hat versucht, das menschliche Seelenleben in einer naturwissenschaftsähnlichen, erklärenden Psychologie zu begreifen. Dabei erkennt sie in der Menschenseele nur an: die Sinnesempfindungen, das sinnliche Gefühl und was davon abgeleitet ist, den Trieb, die Assoziation von Vorstellungen, den Verstand.

Die Pole, um die sich alles dreht, sind für diese Lebensauffassung das Angenehme und das Nützliche. Der Verstand, der den Menschen hier leitet, ist Klugheit, nicht Weisheit.

Schon Platon hat erkannt, dass es über der Lebensschicht der Begierde noch höhere Lebensgeschichten gibt, vor allem den ‚Mut‘ (thymos) und die Sehnsucht (eros), die sich auf

das Schöne, Wahre und Gute richtet. Die Anerkennung der zweiten Lebensschicht, des Mutes, als das Vitale, Edle, das Gefühl des aufsteigenden Lebens, ist von Max Scheler wieder aufgenommen worden. Siegfried Behn stellte die goldene Werttafel auf: ‚Nützlich, Edel, Schön, Heilig‘. Auch der indische Begriff vom Rajas, der Leidenschaft, gehört hierher, von dem Liebes- und Hassgefühl, das in der Mitte steht zwischen Tamas, dem dumpfen Sinnengenuss, und Sattwam, der Güte.

Viele Züge der Wertlehre Nietzsches könnte man gleichfalls aufzählen, die auch das Mutartige und Lebensvolle als vorbildlich verkünden, das Starke und Vornehme, die Lebenssteigerung, das Kriegs- und Siegesfrohe, das Selbstherrliche: „Gut ist alles, was stärkt.“

Höchstwahrscheinlich gibt es schon im höheren Tier Eigenschaften, die nicht auf Begierde und auf verstandgeleitete Befriedigung hinauslaufen, sondern auf Regungen edlerer Art, auf einen besonderen Entladungsdrang: die Spielfreude, die Gewöhnung und Anhänglichkeit an andere Lebewesen, wie sie sich in der Treue von Tieren oft so ergreifend zeigt.

Wie dem auch sei, ob es nach Platon und Scheler eine Zwischenschicht gibt zwischen ‚Begierde‘ und ‚Sehnsucht‘ oder nicht, zweifellos gibt es höhere Erlebnisweisen als die Begierde und das Streben nach Angenehmem und Nützlichem.

In der älteren Psychologie der Neuzeit wird die Art des Gefühls, sei es der Lust, sei es der Unlust, als in jedem Fall gleich hingestellt. Der einzige Unterschied besteht in der Stärke. Tatsächlich ist aber von Bedeutung, dass sich die Gefühle nicht nur in ihrer Stärke – diese ist vergleichsweise unwesentlich –, sondern in ihrer Tiefe, ihrer Innigkeit unterscheiden. Auch ein schwaches, aber tiefes Gefühl kann eine viel größere Bedeutsamkeit haben als ein starkes seichtes. Wir gebrauchen zur Kennzeichnung des Innigen vier verschiedene Bilder: 1. Das Innige, Innerliche im Gegensatz zum Äußerlichen (das zugrundeliegende Bild ist ein Kreis); 2. das Tiefe im Gegensatz zum Seichten (hier schwebt uns die Vorstellung eines Brunnens vor); 3. das Hohe im Gegensatz zum Niederen (wir denken an den Gipfel eines Berges, der sich über die flache Ebene erhebt); 4. die Ausdrücke ‚erfüllt‘, ‚voll‘ lassen uns den Gegensatz zu ‚hohl‘ und ‚leer‘ erleben. Hier ist das Bild eines wohlgefüllten Gefäßes, dem etwas Inhaltsloses gegenübersteht.

Ich habe in meinem *Umriss einer analytischen Psychologie* (1912) diesen Unterschied zur Darstellung gebracht und u.a. gesagt: „Es gibt einen tiefen Schmerz, der weniger intensiv ist als viele Freuden, der aber durch seine Tiefe, seine Innigkeit die Seele viel mächtiger ergreift als jene. Er kann eine Erschütterung des Ganzen der Seele sein, während die Lust, trotz ihrer Stärke, oberflächlich, äußerlich und leer ist“. Ich konnte in meiner Schrift auf manche bestätigende Aussagen von Psychologen hinweisen, so auf Lotze, Brentano, J. St. Mill, Lipps, R. Eucken, H. Schwarz, N. Hartmann, E. Spranger, M. Scheler u.a. Aus der Vergangenheit kann noch Pascals ‚ordre du coeur‘ und Hemsterhuis‘ ‚organe morale‘ genannt werden.

Die Güte, das Mitgefühl, die Gerechtigkeit bilden den Kern der sittlichen Gefühle und Strebungen, den Kern, nicht das Ganze. Es ist unmöglich, das Sittliche aus dem Trieb abzuleiten. Auch nicht, wenn man zum Trieb den Verstand hinzunimmt: ‚Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu‘. Wenn damit gemeint ist: „damit die andern dir nichts Böses antun“, dann wird die Klugheit angerufen, nicht die Güte, dann wird

der eigene Vorteil in Rechnung gesetzt und sittliche Beweggründe werden gar nicht erweckt. Begierde und Verstand zusammengenommen, gelangen niemals zur Tiefe des Mitfühlens, bloß zum oberflächlichen Nützlichkeitsdenken.

Eine andere Ableitung versucht das Sittliche aus der *Gewohnheit* zu verstehen. Aus kluger Erwägung beginnt man den andern zu helfen, statt ihnen zu schaden und schließlich wird dies zur Gewohnheit, und damit, so sagt man, zur Sittlichkeit. Auch dies ist nicht richtig. Die Gewöhnung, die Dressur schafft ein angenehmes Gefühl des glatten Ablaufs, doch bleibt es damit auf der gleichen Ebene des Angenehmen und zeichnet sich nicht vor anderen Triebhandlungen aus.

Die Gewöhnung an andere Lebewesen, die ich vorhin nannte und als Eigenschaften höherer Tiere erwog, wie z.B. die Treue der Haustiere zu ihrem Herrn, die Dankbarkeit, die selbst Raubtiere bezeigen, wie z.B. der verwundete Löwe, der seinen Pfleger nach Jahren erkennt und verschont, ist nur auf bestimmte, mit dem Tier durch Zusammenleben verbundene Wesen bezogen, und seine sittliche Ausdehnung auf viele und alle findet nicht im geringsten statt. Der Ausgangspunkt zum reinen sittlichen Handeln muss auf eine noch höhere Stufe verlegt werden, als die Gewohnheit.

Die Lohn- und Straflehre leitet das Sittliche aus den Beweggründen der Straffurcht und der Lohnhoffnung ab. Der Staat, so sagt man, straft durch Gewaltstrafen (Pfändung, Freiheitsberaubung, Tötung), die Gesellschaft durch Verachtung. Diese Lehre, die insbesondere John Locke vertrat, führt das Sittliche ebenfalls auf rein selbstsüchtige Triebfedern zurück. Für Randgebiete von Recht und Sitte mag diese Lehre zutreffend für ihren Kern, für die eigentliche Sittlichkeit nicht. Die Abschreckungstheorie des Strafrechts will den Täter und alle anderen Menschen von der verbotenen Tat durch Furcht zurückschrecken, darin sieht sie den Sinn der Strafe. So bildet das Recht den kleinsten der drei gleichmittigen Kreise: es bestraft nur die größten Verfehlungen, wie z.B. Meineid, falsches Zeugnis, aber nicht die alltägliche Notlüge. Die gesellschaftliche Sitte zieht schon einen viel weiteren Kreis von Handlungen in den Bannkreis ihrer Verachtung. Den größten Kreis bildet die Sittlichkeit, die im Gewissen auch noch die bösen Gedanken und Wünsche verwirft, die die gesellschaftliche Sitte gar nicht festzustellen vermag.

Die Abschreckung hat ihren Wirkungsanteil in Recht und Sitte. Die wahre Sittlichkeit kann durch Lohn und Strafe nicht erklärt noch erfasst werden. Wer aus Lohnhoffnung und Straffurcht handelt, handelt ‚legal‘, nicht ‚moralisch‘, wie Kant sagte. Der Erfolg des Tuns ist wohl das Gesetzmäßige; die Gesinnung ist aber noch keine sittliche.

So wie die Rückführung des Sittlichen auf Klugheit, auf Gewöhnung, auf die Wirkung von Lohn und Strafe nicht möglich ist, so versagt auch die Auffassung des Sittlichen als eines *angeborenen Hilfstriebes*. Es gibt Triebe, die der Erhaltung des Individuums dienen, das Nahrungssuchen, der Jagdtrieb aller wildlebenden Tiere und andere Triebe, die der Erhaltung der *Gattung* dienen: der Nestbautrieb der Vögel, der Trieb der Fütterung der Nachkommenschaft, der Geschlechtstrieb. Diese Triebe haben ihre Erfolge für die Gemeinschaft. Sie gehen aber nicht aus einer auf das Wohl der Gemeinschaft gerichteten Gesinnung hervor. Dies können wir gerade am Geschlechtstrieb beurteilen, der auch im menschlichen Leben eine so große Rolle spielt. Das Nahziel steht uns vor Augen als Lustbefriedigung durch Kosen, Küssen und Geschlechtsvereinigung; aber das Fernziel, die Erzeugung eines Kindes, ist dabei unmittelbar nicht mitbeabsichtigt. Die Gefühlslage ist

dieselbe sinnliche wie bei der Hunger- und Durststillung. Das gleiche ist von dem angeborenen Trieb der Jungenfütterung zu sagen, es ist dem Muttertier angenehm, dass die Jungen an seinen Brustwarzen saugen, es ist den Vögeln angenehm, die Schnäbel der Nestlinge zu füllen, sie werden dazu von einem dunklen Trieb gedrängt. F.J.J. Buytendijk unterscheidet vom tierischen ‚Affekt‘ die ‚Liebe‘ die ‚nie mit einem Affekt, z.B. dem sexuellen Trieb, verwechselt werden darf.“

Auch Siegmund Freud hat sich mit der Erklärung der Sittlichkeit beschäftigt. So wertvolle Einsichten uns Freud auch in das Unbewusste, die Verdrängung und sonstige Fragen der „Psychoanalyse“ geliefert hat, so kann man seine Ableitung der Sittlichkeit und aller Kultur aus dem „sublimierten“ Geschlechtstrieb nicht gutheißen.

Zusammenfassend können wir sagen: die Güte, das Mitgefühl ist weder aus der Klugheit, noch aus dem Gewohnheitstrieb, noch aus dem sozialen Instinkttrieb ableitbar, sondern eine eigenartige Erlebnisweise für sich, die einer höheren Gefühlsstufe angehört als die Begierde und das Gefühl des Angenehmen.

Das *Mitgefühl* ist auf den Zustand eines Lebewesens gerichtet, die Liebe auf das Lebewesen selbst; beide entspringen der Güte. Die Güte nimmt Teil am Gefühl des andern, will das andere Wesen von Schmerz befreien, vor Schaden bewahren, ihm helfen. Die Tatsache mitfühlenden Gemeinschaftserlebens, als eines Gefühls höherer Ordnung, das der menschlichen Wesensmitte angehört, zeugt gegen jeden Versuch einer Selbstvereinzlung. Jede Menschenseele ist eine Monade, eine Einzel-Einheit, aber zu ihrem Sinn und Wesen gehört die tiefgefühlte Beziehung zum Du. (Vgl. zur weiteren Differenzierung meine Studie *Die Objektivation des Geistigen*, 1927.)

Liebe und Mitgefühl kann sich auf *Menschen oder Tiere* richten, daher ist die Kennzeichnung der Sittlichkeit als ‚Menschlichkeit‘ im Sinne der Kantischen Formulierung zu eng: „die Menschheit sowohl in der eigenen Person als in der Person eines jeden andern jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel“ zu gebrauchen. In diesem Zusammenhang bedeutet ‚menschlich‘ soviel wie ‚sittlich gütig‘, wie jeder Mensch sein soll. So rühmt Mephisto Gott, dass er „so menschlich mit dem Teufel selbst“ gesprochen habe. Das Wort ‚menschlich‘ ist also für eine Wesenserklärung des Sittlichen wegen seiner Begriffsidentität nicht zureichend. Der Mensch soll sich ‚menschlich‘, d.h. ‚sittlich‘ auch zum Tier verhalten, wogegen das Tier keine sittlichen Eigenschaften besitzt. Der Mensch soll das Tier nicht quälen, und wenn er es töten muss, dies auf die rascheste, schmerzloseste Weise tun.

Auch das Tier, nicht bloß der Mensch, soll immer zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel angesehen werden. Das Gerechtigkeitsgefühl, das letztlich ebenfalls aus der Güte entspringt, hat mindestens zwei Menschen vor sich und beurteilt ihr gegenseitiges Verhalten. Dabei kann einer der beiden ich selber sein. Handelt es sich um abgeschlossene Verträge über Arbeitsleistungen, Kauf, Tausch oder Leihe, so hat jeder, das von ihm Zugesagte zu erfüllen. So muss das Urteil eines Schiedsrichters lauten, und so auch mein eigenes, wenn ich auch selbst einer der Beteiligten bin. Ich habe dann meine, in diesem Fall z.T. selbstsüchtigen Triebfedern und Forderungen, gleich denen meines Widerparts zum Ziel-Inhalt meiner unparteiisch abwägenden Betrachtung zu machen und darf nicht durch einen pfeilinhaltlich gerichteten Strahl meiner Selbstsucht das Bild dessen was gerecht ist, fälschen lassen.

Das bewusste Sich-Eingliedern in die Ehegemeinschaft, in die Familie, in Stamm, Volk, Staat, Menschheit schließt ein Sich-Besinnen auf die jeweils gegebenen Pflichten ein. Die gerechte Tat ist stets bewusst. Mitgefühl und Liebe sind meistens rein naiv, können aber auch bewusstwerden.

Jedes Erleben eines Sittlichen ist ein ‚Wertsetzen‘, (ich gebrauche hier die Worte Husserls), das sich auf ein wertvolles Ganzes richtet, in dem eingefaltet der ‚Wert‘ mitenthalten ist. Das bewusste ‚Wertmeinen‘ hebt aus diesem Ganzen den Wert heraus. Dieses Bewusstmachen im Bereich des Sittlichen ist zugleich eine Zuordnung zu sprachlich festgelegten Pflichtbegriffen.

Es gibt Menschen, in denen das *naive* Fühlen und Streben, Mitfühlen und Lieben überwiegt: die Naiv-Gütigen; und andere, die *bewusste* Pflichtmenschen sind. Zu den Erstgenannten gehören: Rousseau, Tolstoi, Guyau und Nietzsche, mit seinem Begriff der schenkenden Tugend. Zu den Zweiten gehört vor allem Immanuel Kant.

Hermann Schwarz kennzeichnet die naiv-sittliche Gruppe als ‚maßstablose Sittlichkeit des heiligglühenden Herzens‘. Aus dem Gegensatz ‚naiv-sittlich‘ und ‚pflichtbewusst‘ erwächst die Unterscheidung der ‚schönen Seele‘ (Schillers Bild der Persönlichkeit Goethes), und der ‚kämpfenden Tugend‘ (der Kampf der Pflicht gegen die Neigung, gegen den Trieb, bei Kant).

Es ist aber nicht so, dass man, wie es anscheinend Klages und Grisebach tun, den Pflichtmenschen einfach als etwas Minderwertiges neben dem Naiv-Sittlichen auffassen sollte. Vielmehr entstammt jede der beiden Gruppen ursprünglich einer Form echt sittlichen Handelns. Freilich läuft der Pflichtmensch leicht Gefahr, in immer blutleerer werdenden Pflichtformeln zu erstarren. Aus dem Gesinnungserlebnis kann eine äußere Handlung werden, die rein gewohnheitsmäßig abläuft und gesetzlich, nicht sittlich ist. Diese Gefahr des Abgleitens vom Echterlebten in das Bloß-Gedachte, Begriffliche ist bei allen höheren Gefühlen immer wieder gegeben. Es ist jedoch nur eine Gefahr, und das Schon-abgeglitten-sein ist keineswegs ein wesensnotwendiger Zustand der bewussten Sittlichkeit.

Zur Sittlichkeit gehört außer Güte, Mitgefühl und Gerechtigkeit auch, worauf Rudolf Eucken besonders hingewiesen hat, die freudige Pflege von Wahrheit und Schönheit.

Die Freude am Erkennen der *Wahrheit* ist etwas anderes als aller niedere Trieb. Wahrheit um der Wahrheit willen erstreben, ist ein ganz anderer Gefühlsinhalt als die Lust der Begierde und das Streben nach dem Angenehmen. Schon im gewöhnlichen Leben sucht der Mensch seit alters nach Erkenntnissen. Solange sie auf die Dinge gerichtet sind, die dem praktischen Leben dienen, ist dies Streben größtenteils vom Nützlichkeitsgedanken mitgeleitet. Doch schon in alten Zeiten gab es immer wieder Menschen, die nach Wahrheit einzig um der Wahrheit willen suchten. Aus dieser ihrer Freude am Suchen und Erkennen entstand, das Weltbild, das in das Ganze der Religion und der religiösen Dichtung eingebaut war und schließlich bei einigen Völkern der Erde die entfaltete Philosophie und Wissenschaft, die jetzt Gemeingut der gesamten Menschheit geworden ist.

Bei Betrachtung der *Ästhetik* müssen wir weiter ausholen als beim Wahrheitserkennen. Denn die Vernunft, der Verstand wurden seit unvordenklichen Zeiten in ihrer selbständigen Erlebnisweise anerkannt und von der Sinnesempfindung, der Vorstellung und dem Willen unterschieden. Anders steht es mit dem Schönheitserfassen. Es wurde, im Gegensatz zur

Erkenntnis der Wahrheit, die als etwas Einfaches galt, als etwas Zusammengesetztes aufgefasst.

Erst im Jahre 1890 hat Christian von Ehrenfels seine berühmte Abhandlung über die Frage der *Gestalten* veröffentlicht und damit zum ersten Mal die Auffassung einer Gestalt als etwas Einheitliches dargetan und mit dem Schönheitserfassen verbunden. Ich habe in Wiener (1910) und Berliner Vorträgen (auf dem Ästhetik-Kongress, Berlin 1913) mit Eindeutigkeit das ästhetische Erleben auf das Gestaltanschauen zurückgeführt. (Vgl. meine Arbeiten *Intuition*, 1911; *Intuition als Kern ästhetischen Erlebens*, 1914; *Gestaltpsychologie und Ästhetik*, 1924)

Das wissenschaftliche Erkennen und das ästhetische Erleben verhalten sich zueinander wie urteilende Bezugsetzung und intuitive Gestaltauffassung. Jedes Urteilen ist ein Beziehen von Begriffen aufeinander. Die sprachlose Intuition, die in der Sinneswahrnehmung eingeschlossen ist, ist ein Unterscheiden und Gleichfinden, ein Zusammenfassen gleichfarbiger Flächen, harmonischer Akkorde, das Auffassen z.B. der Vierzahl der Ecken eines Gevierts und seiner Gleichseitigkeit. Das sprachliche Urteil kann diesen Sachverhalt mit Gegenstands- und Aussagebegriffen beschreiben. Die Aussage ist umso genauer je mehr Beziehungen herausgehoben sind. Beziehungen von Farben, Tönen u.a. Sinnesinhalten, Beziehungen von Raum- und Zeitgegebenheiten.

Das Urbild der Beziehung ist der Abstand von Punkt zu Punkt. Diese Beziehung ist messbar, mit andren Beziehungen als größer oder kleiner vergleichbar. Auch Farben und Tonbeziehungen können wir miteinander vergleichen, die Farben als einander näher oder fernerstehend erkennen. Wir können alle Farben vergleichsweise auf ein Farbenokteder ordnen, alle Töne auf eine Linie, die spiralenförmig in der Oktave dem Grundton sich annähert.

Während die Wahrheitserkenntnis, soweit irgend möglich, unterscheidendes Beziehen ist, ist das ästhetische Erleben intuitives Gestalterfassen. Also nicht ein Erkennen des Abstandes zweier Punkte, sondern das Erfassen von ‚unendlich‘ vielen Punkten in ihrem Zueinander. Deshalb sind Beziehung und Gestalt auch untereinander ‚unendlich‘ verschieden. Wir erfassen Gestalten mit einem Blick und können zugleich ihrer Ähnlichkeit oder Gleichheit gewahr werden. So erkennen wir Kreise, Ellipsen, Rechtecke; die Spielkarten: Herz-Dreier oder Pik-Zehner sofort nach ihrer Größe und Ähnlichkeit, nach Farbe und Teilgestalt, nach Zahl und Anordnung. Die gleiche Melodie in einer andern Tonart erkennen wir ohne weiteres, wenn auch kein einziger Ton in den Tonfolgen der gleiche ist. Gestalt ist nicht nur Raum- und Zeitgestalt, sondern auch Harmonie von Tönen und Farben. Und noch mehr: wir erfassen auch das Seelische, die Eigenart von Menschen, die Ähnlichkeit nicht nur ihres Äußeren, sondern auch ihres Inneren ihrer Gefühle und Strebungen, ihrer Oberflächlichkeit oder Gemühtiefe. Auch das allmähliche Keimen eines Gefühls, seine Zielstrebigkeit, das Erreichen des Ziels, die Entfremdung zweier Wesen oder das Miteinanderfühlen, die Sympathie oder Freundschaft zur Gesamtpersönlichkeit, all dies erfassen wir auf der Grundlage der Gefühle durch die Gestaltanschauung, nicht durch den Verstand und seine genaueste Einstellung auf alles Messbare und Zählbare. Wir erfassen es durch eine uns innewohnende Fähigkeit, das Unwägbare zu spüren, eine Mannigfaltigkeit von Zusammenhängen mit *einem* Blick zu begreifen.



Wenn ich also sage, dass die Gestaltauffassung in dem angegebenen Sinne der Kern des ästhetischen Erlebens ist, so bekenne ich mich zu keiner ‚formalistischen‘ Lehre der Kunst. Denn unbedingt einbezogen in die Gestalt des Äußeren ist die Gestalt des Inneren, des Seelischen. Hier decken sich Gestalt und Gehalt. Das Verstehen einer Charaktergestalt ist ohne das Miterfassen des Gehalts dieser Persönlichkeit nicht denkbar.

Ohne Gestaltauffassung könnte sich der Mensch in der Welt weder bewegen noch zurechtfinden. Der Erwachsene, dem das Gehen eine unbewusste Selbstverständlichkeit geworden ist, gedenkt nicht mehr der abwägenden und versuchenden Körperverlagerungen, die das Erlernen der ersten Schritte mit sich brachte. Die Tänzerin, der Skiläufer zergliedern nicht die einzelnen Abschnitte der Bewegung verstandesgemäß; das Gestalterfassen als ein Ganzes leitet auch jede ihrer kleinsten Bewegungen.

Tischler erkennen an der Gestalt der Maserung die Holzart; ein Schlag auf die Stahlachse des Waggons genügt für den Eisenbahner, um die Unversehrtheit oder Schadhaftheit des Wagens zu erkennen. Der Fachmann hat die Beschaffenheit eines Tuches ‚im Griff‘; der Weinkenner prüft mit einem Schluck Schmackhaftigkeit, Herkunftsort und Handelswert eines Weines. Sämtliche Sinne, Auge und Ohr, Hand und Zunge besitzen das Vermögen, Gestalt und Ganzheiten zu erfassen. Und über das sinnlich Wahrnehmbare hinaus erfasst der Menschenkenner die seelischen Gehalte einer Persönlichkeit, ein Menschenkenner und Psychologe vermag in Miene und Ausdruck die geringste Trübung der Echtheit einer Aussage zu erkennen.

In den Wissenschaften, insbesondere der Seel- und Geisteswissenschaften, ist die Fähigkeit des Gestaltanschauens von allergrößter Bedeutung. Die Stilbegriffe in der Kunst- und Musikgeschichte, die Auffassung eines Kunstwerkes überhaupt, der Aufbau und das Charakterspiel eines Dramas, das Entstehen und das Genießen des kleinsten Liedes wären ohne Gestaltauffassung nicht möglich.

Nicht jedes Gestalt- und Ganzheitserfassen ist mit dem betonten Erleben von Schönheit oder Hässlichkeit verbunden, wie auch nicht jedes Urteil die Einsicht notwendiger Gültigkeit oder Ungültigkeit, nicht einmal wahrscheinlicher Gültigkeit oder Ungültigkeit hat. Gleich wie es viele Urteile oder Annahmen von geringstwertiger Wahrscheinlichkeit oder bloßer Möglichkeit gibt, so auch Gestalterfassungen, die der Frage: schön oder hässlich gegenüber gleichgültig sind. Es ist ein und dieselbe Erlebnisweise, die Beziehung und Wahrheit erkennt, und ein und dieselbe Erlebnisweise, die Gestalt und Schönheit erfasst.

Die Schönheits- und die Wahrheitsfreude sind Gefühle höherer Ordnung und der Güte gleichzuordnen. Das Vorziehen eines Erlebnisses höheren Gefühls vor dem eines niederen, wie der Begierde (und etwa auch des Mutes) ist sittlich. So soll im Kampf zwischen Pflicht und Neigung unsere Entscheidung nach Kant aus der Achtung vor dem Sittengesetz bestimmt sein. ‚Neigung‘ bedeutet bei Kant so viel wie Trieb der Begierde. Es kommt bei jeder sittlichen Entscheidung auf den Beweggrund des Tuns an: geschieht es um der Pflicht willen? um des Guten und Wahren willen? oder geschieht es aus Begierde, um des Nutzens willen? Bei Theodor Storm heißt es: „Der Eine fragt: was kommt danach, der andere: ist es recht? Und also unterscheidet sich der Freie und der Knecht.“ Für die Sittlichkeit ist, wie Kant lehrt, nicht der Erfolg maßgebend, sondern die Gesinnung, der gute Wille. Wir können ergänzen, es kommt auf die Gefühle höherer Ordnung an, zu der auch das Streben nach und die Freude an Wahrheit und Schönheit gehören.

Manche Ethiker haben das Sittliche nur auf die Güte, das Verhalten zum Mitmenschen beschränkt und haben Wahrheits- und Schönheitsliebe den sinnlichen Vergnügungen zugezählt. Wenn dies Urteil auch auf manchen Kunstbeflissenen oder Kunstliebhaber zutreffen mag, dessen sportliche Sammlerleidenschaft in einer Oberflächenschicht seines Wesens liegt, die dem Angenehmen und Nützlichen dient, so ist der echte Wissenschaftler und Künstler, der seinen Zielen oft unter schwersten Entbehrungen und mit Hintenansetzung aller äußeren Daseinsannehmlichkeiten zustrebt, ja, der Gesundheit und Glück um seiner Arbeit willen zu opfern bereit ist, unanzweifelbar auf jener höheren Ebene beheimatet, die dem Bereich des Sittlichen angehört.

Mit der Aufzählung dieser höheren Gefühle: der Güte des Mitfühlens, der Wahrheits- und Schönheitsliebe ist der Gesamtbereich der sittlichen Werte noch nicht erschöpft. Dem *religiösen* Erlebnis erwächst das Gefühl des Heiligen, die Ergriffenheit und die Ehrfurcht.

Wir werden im folgenden Abschnitt über ‚Gotteserlebnis‘ davon noch zu sprechen haben. Hier wollen wir nur das Bild der Menschenseele abrunden, das eine Stufenfolge von Gefühlen und Strebungen umschließt:

*Höchstes Gefühl: Ehrfurcht, Gefühl des Heiligen.*

Höhere Gefühle: das Mitfühlen, die Freude an Wahrheit und Schönheit (bei Kant: die Achtung vor dem Sittengesetz; bei Platon: der Eros); ihnen untergeordnet.; das Gefühl des Mutes bei Platon; bei Scheler und Behn: das Edle.

Niederstes Gefühl: das Angenehme und Nützliche (bei Platon: die Begierde; bei Kant: die Neigung).

Die höchsten und höheren Gefühle bilden das, was das Mittelalter das ‚lumen naturale‘, das ‚natürliche Licht‘ nannte. (Wobei ‚natürlich‘, wie schon erwähnt, nichts weniger als naturalistisch bedeutet.)

Wir können die höchsten und höheren Gefühle und Strebungen das ‚*Gemüt*‘ nennen, oder auch ‚*Vernunft*‘, weil wir in diesen Gefühlslagen Gott, die Wahrheiten, die Schönheiten, die Pflichten erfassen, gleichsam Rufe aus dem Ewigen ‚vernehmen‘. Auch den Begriff ‚*Geist*‘ können wir in diesem Sinne verwenden: es ist der höhere Erlebnisbereich in der Seele. Die Philosophie sollte sich nur von tiefen und heiligen Gefühlen leiten lassen und alles Persönliche ausschalten, das sich etwa bei dem einen als Optimismus, beim anderen als Pessimismus oder wie auch immer äußern mag und die klare Sicht verhängt oder verfälscht.

Die Menschenseele, sagte ich am Eingang dieses Abschnittes, dringt als einziges Stück der Weltwirklichkeit bis in die Tiefe des Seins. Das Vernunft-Gemüt ist der Bereich der Menschenseele, wo die Berührung mit dem ewigen Sein stattfindet.

## **D Gotteserlebnis**

### *1. Ewigkeit oder Endlichkeit der Welt*

Der Naturalismus und alle Lehren, die teilweise von ihr abhängig sind, verkünden die Ewigkeit der Welt. Der stetige Stoff oder die Atome sind in Ewigkeit unzerstörbar, lautet die Behauptung. Auch Aristoteles, der durchaus gott- und hochwertgläubig war, hat dies gelehrt.

Mit dieser Lehre verbunden wurde meist jene von der räumlichen Unendlichkeit der Welt, sowie die All-Gottlehre, der Pantheismus. Darin ist Gott oft nur ein anderer Name für das Ganze der Welt. Manche freilich, wie z.B. Spinoza, haben damit einen viel tieferen Gottheitsbegriff verbunden.

Die heutige Naturwissenschaft nimmt weder eine räumliche noch eine zeitliche Unendlichkeit der Welt, bzw. des Weltgeschehens (Einstein) an. Die Astronomen sagen, es könne keine unendliche Zahl von Spiralnebeln und Fixsternlinsen geben, überhaupt keine größeren Spiralnebelentfernung als rund zwei Milliarden Lichtjahre, sonst würde die Lichtgeschwindigkeit überstiegen werden. Das Weltgeschehen habe vor etwa zwei bis drei Milliarden Jahren in einem einzigen Punkt begonnen, von dem aus sich die Millionen Spiralnebel immer weiter entfernen.

Die Lehre vom Wärmetod besagt, dass der Weltprozess, die zunehmende Erhaltung nicht umkehrbar ist und beim absoluten Nullpunkt von Minus 273 Grad Celsius jede Bewegung und Veränderung in der Welt zum Stillstand kommt.

Die religiösen Weltbilder sprechen ebenfalls von der Welterschöpfung sowie vom Weltuntergang, so die Bibel, die sumerisch-babylonische Religion, der Rigveda, der Vedanta (Aufgehen des Sansara, der Welt, in Brahma oder Nirwana), der Mazdeismus, die chinesische Yang- und Yin-(Himmel- und Erde-)Lehre, die Tao-Lehre Laotsees, der Islam.

## 2. Wahre Unendlichkeit. Die Religion

Für den Weisheitssuchenden ist die erste entscheidende Erkenntnis die Einsicht in die Scheinhaflichkeit des stetigen Raumes und der stetigen Zeit: die Welt besteht aus räumlich und zeitlich ausdehnungslosen Monaden. Die zweite entscheidende Erkenntnis betrifft die Endlichkeit der Welt, die *bestimmte* Anzahl letzter Einheiten. Die dritte entscheidende Erkenntnis betrifft den Untergrund, auf dem diese Monaden stehen, dies ist das wahrhaft unendliche Sein. Es ist ewig, zeitlich unendlich, ist, wie Thomas von Aquin und viele andere Philosophen sagen, ein ‚stehendes Jetzt‘, das Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in *einer* Einheit zusammenfasst.

Die *Gottheit* ist unendlich, allumfassend, ist das All-Eine, das Zeitlose; alle endlichen Monaden sind in ihm. Die Gottheit ist unpersönlich, überpersönlich. Nicht unpersönlich wie ein Stein, auch nicht wie ein Kraftpunkt oder eine Entelechie, wohl aber als unendliches Sein völlig anders als die endliche Persönlichkeit des Menschen. Goethe sagte: „Der Professor ist eine Person, Gott ist keine.“

Das unendliche Sein ist das Ganz-Andere. Es ist unvergleichlich mit allem Endlichen und ist daher unaussprechlich-unausschöpfbar. Im Vergleich zu allem Endlichen erscheint es als ein Nichts. Bei Hegel heißt es in der Wissenschaft der Logik: „Das reine Sein und das reine Nichts ist also dasselbe.“ Von Martin Heidegger stammen die Worte: „Im Nichts wohnt das Sein“. „Ohne das Sein, dessen abgründiges, aber noch unentfaltetes Wesen uns das Nichts in der wesenhaften Angst zuschickt, bliebe alles Seiende in der Seinlosigkeit.“ „Einzig der Mensch unter allem Seienden erfährt, angerufen von der Stimme des Seins, das Wunder aller Wunder: daß Seiendes *ist*.“ (*Was ist Metaphysik*, 1949, S. 42; vgl. auch meine Abhandlung „Das unendliche Sein und das endliche Seiende“, 1951)

Das soll heißen: der Mensch, der des wahren Unendlichen gewiss ist, staunt über das Wunder, dass es eine endlose Welt gibt. Das wahre Unendliche ist keine endlose Fortsetzung der Raum- und Zeitvergrößerung, ist wahre Ewigkeit: aeternitas, nicht endlose Zeit: sempiternitas.

Der Begriff des wahren Unendlichen stellt sich plötzlich uns unvermittelt ein, nicht als ein Erfassen seines Wesens in ganzer Tiefe, das wäre unmöglich, sondern als ahnendes Ergriffensein vom ‚stehenden Jetzt‘, vom allumfassenden ‚Da‘. Den Begriff des wahren Unendlichen haben nicht alle Menschen und er ist auch durch Belehrung nicht übertragbar. Die ihn aber haben, erkennen zugleich, dass dieses wahrhaft Unendliche, Ewige, All-Eine *ist* und sein *muss*. Es ist das einzige Etwas, aus dessen Wesen mit Notwendigkeit das Sein folgt. Mit dem Erfassen der ‚essentia‘ ist uns die Gewissheit der ‚existentia‘ notwendigerweise gegeben. Das All-Eine kann nicht nicht-sein. Es ist dies eine Gottesgewissheit, kein ontologischer Gottesbeweis. Denn beweisen, aus Endlichkeitsbegriffen ableiten, lässt sich das All-Eine nicht.

Der *Gott der meisten Menschen* ist ein über alle Maßen mächtiges Wesen, das die Welt beherrscht, die Menschen belohnt und bestraft und die guten Eigenschaften der Menschen, Gerechtigkeit, Liebe usw. im allervollkommensten Grade besitzt. Die meistverbreitete Vorstellung von Gott denkt nicht ein ewiges Wesen, ein ‚stehendes Jetzt‘, sondern ein von Augenblick zu Augenblick lebendes Wesen, das Neues erfährt, Entschlüsse fasst und aufgrund neuester Gegebenheiten wieder andere Entscheidungen trifft. Dies ist ein seelisch-menschenähnliches Bild, durch die Unvollkommenheit des vorstellenden Menschenwesens getrübt und verzerrt. Immerhin ist ein solches Bild um vieles der Wahrheit näher als die völlige Gottlosigkeit, und in der Seele eines schlichten Menschen kann es von einem echten starken Gefühl der Ehrfurcht getragen sein, das menschlich viel bedeutsamer ist als ein oberflächliches Befasstsein mit dem Begriff des wahren Unendlichen. Jedes echte Gotterlebnis, welcher Gottesanschauung auch immer, wird vom tiefsten Gefühl des menschlichen Seelenlebens erfüllt, dem Gefühl des Heiligen. Dieses Gefühl hat Rudolf Otto in seinem Buch *Das Heilige* in ausgezeichneter Weise beschrieben. Wenn wir hier von ‚tiefsten‘ Gefühlen, im Gegensatz zu den seichten sprechen, andererseits die sittlichen in ihrer Stufenordnung als ‚höhere‘ den niederen gegenüber bezeichneten, so sind dies zwar zwei verschiedene Bilder, die dem Sinne nach aber doch übereinstimmen, so dass dem religiösen Gefühl mit demselben Recht die Bezeichnung eines höchsten Gefühls zukommt. (Vgl. meine Studie ‚Gotteserlebnis und Welterkenntnis‘, 1918)

Vielfach ist behauptet worden, dass der Mensch durch seinen *Willen* nie zu dem Gefühl des Heiligen gelangen könne, es stelle sich immer nur als ein Gottesgeschenk unvorhergesehen ein. Von sich aus, heißt es, könne der Mensch nicht zu Gott gelangen, nur von Gott aus kann uns dies Erlebnis als Gnade zuteilwerden. Diese Ausschaltung des Willens ist seelenkundlich betrachtet nicht richtig. Wir können uns willentlich dem Erleben der Ehrfurcht hingeben, uns Gott im Gebet zuwenden. Im Wort ‚Gebet‘ sind nicht die oft so selbstsüchtigen Wünsche vieler menschlicher Bittgebete gemeint, sondern das, was Karl Jaspers ‚das Gebet in reiner Form, frei von weltlichen Wünschen‘ nennt, das ‚Preis und Dank und Vertrauen‘ ist (*Der philosophische Glaube*, 1951, S. 35). Und wenn uns auch so und so oft ein solches Gebet nicht gelingen mag, weil unsere Aufmerksamkeit und unser Gefühl von anderer Richtung her abgelenkt oder belastet ist, in einer Vielzahl von Fällen ist

gerade das *gewollte* Gebet dennoch von echter Ehrfurcht getragen, die über das Abebben und Abirren unserer Gedanken hinaus, in die Richtung zu Gott zurückfindet. Eben-darum haben auch die Propheten der eingefalteten Gottweisheit und Gottverehrung zu allen Zeiten sich an unseren Willen gewandt: „Betet!“ Das heißt: wendet eure Liebe zu Gott! Willentlich!

Gewiss gibt es Erlebnisse, in denen ganz unvermittelt und überraschend ein starkes und sehr tiefes Gefühl über uns kommt. „Der Wind bläst, wo er will ...“ (Joh. 3,8). Man kann ein solches scheinbar ursachloses Gefühl als Ergriffensein, als Gnade von der erstrebten Ehrfurcht unterscheiden. Doch darf man dabei nicht vergessen, dass auch Schönheitserlebnisse und Verstandeseinsichten uns manchmal ganz von ungefähr überkommen, wie auch Goethe aussagt, dass ihm dichterische Erlebnisse wie eine Gnade geschenkt worden sind.

Beide auf das Heilige bezogenen Gefühle, die dem Willen unterworfenen ‚Ehrfurcht‘ und die aus dem Dunklen gewachsene ‚Gnade‘ sind echte Gottgefühle, die ihr ewiges Heimatrecht in der Religion haben und beide auf dem Ursprung des Menschen aus Gott beruhen.

Für die Beurteilung der Tiefe und *Echtheit* religiöser Erlebnisse, kommt es auf das Gefühl und nicht auf die Wahrheit der Vorstellung an, auf die es sich bezieht. Martin Luther lehrt im Großen Katechismus: „Ist der Glaube und das Vertrauen des Herzens recht, so ist auch dein Gott recht.“ Und Kierkegaard sagt sinngemäß in der *Nachschrift* (S. 179): „Wenn ein Mensch mit der ganzen Leidenschaft der Unendlichkeit zu einem Götzen betet, so betet er in Wahrheit zum wahren Gott“.

Man begegnet häufig der Auffassung: Güte und Liebe sei nur durch Glauben möglich. Aber nicht für alle Menschen trifft diese innige Verbundenheit zu. Nietzsche, der: „Gott ist tot“ predigte, oder Jean Paul Sartre mit seiner Lehre: „Gott ist unmöglich“ sind durchaus nicht allen sittlichen Tuns und Fühlens bar. Selbst die, die in ihren Worten wider Gott auch die Sittlichkeit leugnen, können in ihren Taten von dieser geleugneten Sittlichkeit getragen und beherrscht sein.

Die Gottheit ist nicht nur das wahre Unendliche und Ewige, sie umfasst auch das gesamte *Reich der Gültigkeiten*. Eine Wahrheit gilt nicht nur, nachdem sie erkannt worden und solange sie von Menschen gelehrt und überliefert wird. Eine Wahrheit gilt ewig. Dies leuchtet uns besonders bei den Notwendigkeit-Einsichten ein. Mathematische Sätze sind Wahrheiten, die schon gegolten haben, bevor sie erkannt worden sind, und gelten werden, wenn unser Planet Erde und seine Menschen längst vernichtet sind.

Nicht nur die Notwendigkeiten, auch alle Möglichkeiten, alle Gestalten, alle Schönheitsbilder sind in Gott. Nicht nur Sätze der Wissenschaft, auch Kunstwerke haben Ewigkeitsgültigkeit. Dies steht nicht im Widerspruch zum Wandel des Schönheitsideals. Ein bestimmtes Volk hat zu dieser Zeit in der gegebenen gesellschaftlichen Gliederung diesen bestimmten Stil, dieses Schönheitsideal besessen. In mancher Hinsicht mag Zufall, mag äußere Beeinflussung mitgewirkt haben. Zu andren Zeiten, bei andren Völkern, in andrer Lage wird ein anderes Schönheitsideal maßgebend sein. Beide können ewiggültig sein. Denn das heißt nicht: zu *allen* Zeiten gültig, sondern: *für diese so und so* beschaffenen Menschen in höchster Weise gültig, vollendeter Ausdruck ihres Seins.

So sind alle Gestalten seit Ewigkeit im Göttlichen. Von den ‚Müttern‘ holt Faust das Urbild der Helena auf die Erde. Mephisto schildert: „Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,

um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit, von ihnen sprechen ist Verlegenheit. Die Mütter sind es“. „Kein Weg! Ins Unbetretne, nicht zu Betretende.“ „Nichts wirst du sehn in ewig leerer Ferne, den Schritt nicht hören, den du tust, nichts Festes finden, wo du ruhst.“ „Gestaltung, Umgestaltung, des ewgen Sinnes ewge Unterhaltung, umschwebt von Bildern aller Kreatur.“

Goethe hat den Begriff ‚Mütter‘ von Plutarch genommen. Der Begriff geht auf Platons Lehre von den ewigen Ideen, den Urbildern, zurück, die früher sind als die geformten Dinge und Wesen der geschaffenen Welt. Bei Platon befinden sich in dem ewigen Reich nur die *allgemeinen* Urbilder, die Artbegriffe: die Pferdheit, die Menschheit. Plotin hat auch ‚die Bilder aller Kreatur‘, die Urbilder aller *Einzelwesen* als in diesen Himmel hineingehörig erkannt. Ihm sind viele andere, auch Duns Scotus gefolgt. Angelus Silesius sagte: „Die Rose, welche hier Dein äußeres Auge sieht, die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht.“

So enthält die Gottheit in sich das Reich der ewigen Gültigkeiten, Notwendigkeiten und Möglichkeiten, der Wahrheiten, der Schönheiten, der Pflichten, all die ewigen Rufe Gottes, die wir in unserer ‚Vernunft‘ vernehmen.

### 3. Gott und Welt. Schöpferische Freiheit

Wir sahen, dass dem wahren Unendlichen, dem ewig All-Einen die endliche Welt gegenübersteht, dass sie in ihm enthalten ist. Die Welt besteht aus einer endlichen Zahl von Monaden, von ausdehnungslosen ‚Ich-Jetzt-Einheiten‘. Die endliche Welt ist aufs strengste von der Ursächlichkeit bestimmt. Das Ursachgrundgesetz besagt: „Jedes Geschehen hat seine Ursache.“ Das Ursach-Wirkungsgesetz lautet: „Gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen.“

Wenn die Naturforschung unter den schwierigsten Bedingungen des Erkennens bestimmte Veränderungen nur feststellen, nicht ihre Ursachen ergründen kann, so ist daran die Unvollkommenheit unserer Erkenntnismöglichkeit schuld, die z.B. nicht zulässt, dass zu gleicher Zeit die Augenblickslage und die Geschwindigkeit eines Elektrons gemessen werden können. So lassen sich in gewissen Fällen nicht die unbekannteten Mitursachen feststellen, welche die erwartete Wirkung verhindern. Eine Durchbrechung des Ursachgesetzes ist aber damit nicht erwiesen.

Für Gott und innerhalb Gottes gilt kein Ursach-Grundgesetz und kein Ursach-Wirkungsgesetz. Die Gottheit ist frei vom Zwang einer Ursache. Kant hat in seiner *Kritik der reinen Vernunft* die Ursächlichkeit nur innerhalb der Innenwelt jedes einzelnen Menschen bzw. der gemeinsamen Innenwelt aller Menschen gelten lassen wollen. Er hat die Grenzen der Erkenntnis zu eng gezogen. Das An-sich-Seiende, das dem Stoff zugrunde liegt, ist nicht ein ursachlos Freies, gänzlich Unbekanntes, sondern eine außerhalb des stetigen Raums und der stetigen Zeit stehende Vielheit ausdehnungsloser Kraftpunkte, für welche die Ursachgesetze genauso unverbrüchlich gelten wie für ihr Erscheinungsbild. Nicht das Unendlich-Kleine, die Vielheit der Kraftpunkte ist ursachlos, sondern das Unendlich-Große, die Gottheit, das An-sich der gesamten Welt.

Für die Gottheit gilt nur die schöpferische Freiheit. Diese können wir nicht begreifen, können sie nur als Tatsache hinnehmen.

Die Welt beginnt mit der Schöpfung und endet im Untergang. Aber der Untergang der Welt (nicht bloß der Erde, nicht bloß unseres Sonnengefüges, nicht bloß unserer Milchstraßenlinse), sondern der gesamten endlichen Welt überhaupt, bedeutet nicht das Nimmerwiederkehren allen endlichen Seienden. Vielmehr bleibt ja das unendliche Sein, das „Alles in Allem“ in seiner schöpferischen Freiheit. Aus der Gottheit geht nicht eine einzige Gesamtwelt hervor, sondern Welten über Welten: Gesamtwelten, die miteinander keine Berührung und keine Beziehung haben. Heraklit lehrte einst: immer wieder gehe eine Welt aus dem ewigen Feuer hervor und kehre in dasselbe zurück. Der Vedanta in Indien sagte: „Brahma atmet ein und aus.“ Doch in diesen Bildern ist nicht berücksichtigt, dass es im wahren Unendlichen kein Vorher und kein Nachher gibt. Übrigens auch keinen Fortschritt jeder Gesamtwelt, denn Ursprung und Ziel ist immer die ewige Gottheit. Es gibt kein Nachher nach dem Weltuntergang, sondern: Ewigkeit.

Welcher Mensch könnte behaupten, dass eine Welt nach oder vor oder gleichzeitig mit einer andern endlichen Gesamtwelt ist. Weil all diese Welten beziehungslos zueinander sind, gibt es vor und nach und gleichzeitig mit unserer Welt unzählige andere, und nicht nur Welten des dreifach erstreckten Raumes Denn die ewige Wesenheit hat unendlich viele Eigenschaften, wie Spinoza sagt. Nur mit all den obigen Einschränkungen gilt Heideggers Satz: „das Seiende west nie ohne das Seiende“. (*Was ist Metaphysik*, 1949, S. 48)

Es gab im Anfang der Welt die bestimmte unveränderliche Anzahl von Kraftpunkten, Lebenseinheiten und Vernunftseelen, von denen die beiden letzteren erst im zweiten oder dritten Aufzug des Schauspiels an einigen Stellen der Welt aufzutreten hatten; die Menschen z.B. vor etwa einer Million Jahren, nachdem schon zweitausend Millionen menschenloser Jahre vergangen waren.

Sämtliche Fixsterne haben kein organisches Leben und auch die Planeten unserer Sonne und die Monde dieser Wandelsterne nicht. Die Wahrscheinlichkeit, dass auf irgendwelchen anderen Planeten der Milliarden von Fixsternen unserer Milchstraßenlinse und der zahllosen Fixsterne der zahllosen Spiralnebel sich Gemütswesen „entwickelt“ haben, ist dagegen ungeheuer groß, der Gewissheit nahekommend.

Aus dieser bestimmten Anzahl von Urwesen ist das gesamte Weltgetriebe abzuleiten. Die in der Gesamtwelt herrschende Ursächlichkeit mit ihrer strengen Gesetzmäßigkeit, erlaubt uns auf dem Gebiet der *Natur* allgemeine Gesetze aufzustellen, mit deren Hilfe wir nicht nur das Vergangene in seinem Gewordensein begreifen, sondern auch das Zukünftige vorausberechnen können, wie z.B. den künftigen Stand der Gestirne. Wenn die Wettervorhersage nicht in gleichem Maße gelingt, so liegt das nicht an der weniger strengen Geltung des Ursachgesetzes bei den Geschehnissen der Lufthülle, sondern in der Unvollkommenheit unserer Kenntnisse von ihnen.

Der ursächliche Zusammenhang, der an sich gegeben ist, ist für uns, der Möglichkeit nach, verstandesmäßig erkennbar. Immer aber bleibt innerhalb des Zusammenhangs die einzelne Tatsache etwas, Nicht-Einsichtiges, bloß Erfahrungsmäßiges, das man einfach hinnehmen muss. Und wenn wir die einzelne Tatsache des Jetzt und Hier aufgrund des Ursachzusammenhangs erklären, so werden wir auf eine neue Tatsache gestoßen und dann wieder auf eine neue und so fort. Wir können die Welt nicht auflösen in Rein-Verstandesmäßiges, Einsichtiges. Wir sehen jetzt und hier einen Felsblock in der norddeutschen Tiefebene, wir erklären ihn als einen Irrblock, der in der Eiszeit von

Gletschern des skandinavischen Gebirges herabgetragen worden ist. So stehen wir vor neuen Tatsachen: der Eiszeit, dem skandinavischen Gebirge. Immer bleiben Tatsachen bestehen, wenn auch in gesetzlichem Zusammenhang, die wir nur einfach hinnehmen können. Vergleichen wir die Tatsächlichkeit des endlich Seienden mit der oben besprochenen Notwendigkeit des unendlichen Seins so verstehen wir Heideggers Satz: „Was bleibt rätselhafter: dies, daß *Seiendes* ist, oder dies, daß Sein ist?“ (*Was ist Metaphysik*, 1949, S. 21)

So gibt es in den Wissenschaften einerseits: Tatsachenfeststellung, äußere und innere Erfahrung ‚Es ist so‘, und andererseits: Erklärung, Ableitung aus Gesetzen. Das gilt für den Bereich der Natur.

Für das *menschliche Seelenleben* gibt es nur für Teilgebiete eine Erklärung unserer Persönlichkeit: für die Wesensmitte des Menschen, für die Entscheidungen aus dem Ganzen unserer Persönlichkeit gibt es keine Ableitung aus allgemeinen Ursachengesetzen. Der für alles endliche Sein geltende Satz: ‚Gleiche Ursachen haben gleiche Wirkung‘ ist für das menschliche Seelenleben sinnlos, denn es gibt nicht zwei gleiche Menschen auf der Welt. Ja, auch ein und derselbe Mensch ist in verschiedenen Augenblicken nicht mehr der genau gleiche. Darum gibt es in den Wissenschaften, die vom Kerngebiet des menschlichen Seelenlebens handeln weder Erklärungen noch Ableitungen aus Gesetzen, sondern nur Feststellung dessen, was gewesen ist, Beschreibungen des Einmaligen.

Der Mensch ist *schöpferisch frei*. Er ist nicht wie das nichtorganische Naturgeschehen letzten Endes vom Anfangszustande der Kraftpunkte abzuleiten, sondern reicht in die weltjenseitige schöpferische Tiefe hinab.

Vom Standpunkt der Stoff- und Trieblehre ist der Mensch ein Ergebnis der Erbmischung der Eltern, seine Seele ist das Gegenbild seines Leibes, bei der Geburt naturnotwendig entstanden. Eine so ausgedachte Menschenseele ist natürlich nicht frei, braucht es nicht zu sein und kann es nicht sein. Für sie gäbe es auch keine Sittlichkeit.

Wenn man dagegen erkannt hat, dass der Mensch über die Triebe des Instinkts und der Gewohnheit hinaus, ein echt sittliches und religiöses Leben zu führen vermag, so muss man ihn auch als frei erkennen. Er reicht mit seinem Gemüt und seiner Vernunft hinab in den göttlichen Weltgrund, ins An-sich der Welt, in dem das Ursachengesetz keine Gültigkeit hat. Die Lösung der tiefsinnigen Rätselfrage um Ursachengesetz und Freiheit verdanken wir insbesondere Kant, Schelling und Schopenhauer. Wenn auch das menschliche Seelenleben genau so streng ursächlich bestimmt ist wie irgendein anderes Geschehen in der endlichen Welt, so bin ich, der ich selbst die wesentliche Mitursache all meines Handelns bin, nicht wiederum von andren endlichen Seinsheiten hervorgebracht, sondern aus Gott und meiner eigenen ewigen Freiheitstat hervorgegangen. Aus meiner wechselseitigen Freiheitstat entstammt mein Gesamt-Charakter in seiner Eigenart, das Eingebettetsein meines Vernunftgemüts in die Schicht der Begierde. Doch ist es nicht etwa so, dass von meiner ewigen Freiheitstat allein mein erster Seelenzustand abhängt, aus dem alle folgenden Seelenzustände mit Notwendigkeit hervorgingen. Sondern aus meinem Wesen (und den übrigen Ursachen, die auf mich einwirkten), gehen alle meine bewussten und unbewussten Handlungen hervor. Mein Wesen, mein Charakter offenbart sich nicht in einem einzigen Zustand meines Ichs, sondern in allen Erlebnissen meines Daseins. Daher kann niemand aus dem bisherigen Leben eines Menschen ein erfahrungsmäßiges Bild seines Charakters entwerfen, das den Anspruch erheben dürfte, für die Zukunft mit Notwendigkeit bestimmend



zu sein. Das Ursachengesetz gilt für das Seelenleben ausnahmslos, doch unser Wissen über die wahren Charaktere der einzelnen Menschen, selbst um unseren eigenen, ist wesensmäßig derart unvollkommen, dass wir niemals genaue Voraussagen für ein Einzelwesen oder die Geschichte machen können. Die erfahrungsmäßigen Bilder der menschlichen Charaktere sind niemals abgeschlossen, sie enthalten immer ein Unbekanntes. Ein Verbrecher vermag sich plötzlich zum Heiligen zu bekehren, ein einseitiger Eigennutzmensch kann sich allmählich zum entbehrungstarken, schönheitsbegeisterten Künstler entwickeln. Nicht nur heute, auch in hunderttausend Jahren vermögen wir aus dem genauestens aufgenommenen leibseelischen Erscheinungsbild der Eltern den künftigen Leib und Charakter des erwarteten Kindes zu zeichnen. Niemand könnte der schwangeren Mutter voraussagen, dass diesmal der große Immanuel Kant und nicht eines seiner mittelmäßigen Geschwister geboren werden würde. Das Nachspüren dieses Schöpferisch-Freien der Menschenseele bildet den Reiz der Geisteswissenschaften und der Geschichte.

Die Rechtswissenschaft und die Sittlichkeitslehre müssen, wenn sie ihr Fragengebiet tiefer auffassen, unbedingt auf der Anerkennung der Willensfreiheit bestehen. Ein Verbrecher, der vor Richtern steht, die der Trieb- und Stofflehre ergeben sind, kann zu ihnen sprechen: Ich bin der Sohn eines Raubmörders und einer Dirne, im Verbrecherviertel einer Großstadt aufgewachsen: Erbmasse und Umwelt stempelten mich zum Verbrecher. Wenn ihr mich bestraft, könnt ihr auch den Löwen bestrafen, der andere Tiere anfällt, oder den Stein, der losgelassen zu Boden stürzt.“

Es ist offensichtlich, dass die blinde Notwendigkeitslehre jede Rechtsprechung und sittliche Beurteilung ausschließt. Die Willensfreiheit gehört urwesentlich zur Menschenseele. Ein tiefer suchender Weisheitsfreund darf ihr die Anerkennung nicht versagen.

#### 4. Unsterblichkeit

Was geschieht mit der abgeschiedenen Seele?

Auf diese Frage sind die verschiedenartigsten Antworten gegeben worden. Die meisten Religionen bejahen die *persönliche* Unsterblichkeit, teilweise in Form der Lehre von der Wiederverkörperung. Der Naturalismus verneint das Fortleben der Seele auf das entschiedenste. Viele Philosophen lehrten eine gesamtgeistige Unsterblichkeit, als ein Aufgehen der Seele im All, wie unter anderem Aristoteles.

Karl Jaspers spricht von dem „zeittilgenden Geborgensein in der Ewigkeit.“ Bekannt ist das Bild aus Ibsens *Peer Gynt*: der Knopfgießer erhitzt für die meisten den Bleiknopf, die erweichte Masse in den Kessel flüssigen Bleies zurückschüttend: nur ein Teil der Menschen ist als Einzelwesen unsterblich. Ähnlich heißt es auch in Goethes *Faust*: „Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will, gehört den Elementen an; so fahret hin! ... Nicht nur Verdienst, auch Treue wahrt uns die Person.“

Sehr wertvoll ist die Bejahung der persönlichen Unsterblichkeit von dem naturwissenschaftlich ausgerichteten Philosophen G. Th. Fechner, die er in seinem *Büchlein vom Leben nach dem Tode* und der *Tagesansicht* ausspricht. In neuerer Zeit hat Karl Groos viel Wissenswertes über die Unsterblichkeitsfrage zusammengetragen. Hier sei nur noch darauf hingewiesen, dass man, ähnlich wie in der Frage des Vordaseins der Seele, auch den

Gedanken in Betracht ziehen muss, dass die Seele Milliarden Jahre in einer gerafften Zeitanschauung als einen einzigen Augenblick erleben kann. So stehen diejenigen, die beim Tode ein Aufgehen der Seele ins All annehmen, denjenigen, die am Weltende ein Aufgehen in die unendlich-ewige Gottheit lehren, im Wesentlichen einander sehr nahe.

In irgendeiner Form wird von allen Gottheit- und Hochwertgläubigen die Unsterblichkeit bejaht und die drei Kantischen Forderungen der sittlichen Vernunft: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit leuchten auch heute noch dem Weisheitsuchenden voran.

### *Ausblick*

Die Gesamtschau auf die eingefaltete und entfaltete Weisheit der Welt und die eigene Besinnung haben ergeben, dass der *Gottheit- und Hochwertglaube*, mag er auch in den verschiedensten Formen auftreten, der am weitesten verbreitete und am besten begründete ist.

„Der Weisheit letzter Schluss“ ist: durch die verschiedenen Worte hindurch den Klang des gemeinsam Gemeinten zu hören.

Gewiss gibt es auch Gegensätze, die unüberbrückbar sind. Die Anhänger des Naturalismus verkünden etwas grundsätzlich anderes, als die ernsten suchenden Philosophen, die, in welcher Form auch immer, an ein Göttliches glauben und sich zu einer echten, nicht bloß sogenannten Sittlichkeit bekennen. Im gleichen Sinne sagt Goethe: die Weltgeschichte sei ein Kampf des Glaubens mit dem Unglauben. In diesem Satz kann man das Wort Glauben nicht frei genug auffassen. Also keineswegs als ängstliches Fürwahrhalten einzelner, formelhaft festgelegter Lehrsätze, sondern als ein Ergriffensein vom Ewigen, das wir, wie wir wissen, in seiner letzten Tiefe mit unserer menschlichen Vernunft niemals voll begreifen können.

Wir leben in einer Zeit erdumspannenden Verkehrs, eines gewaltigen zwischenstaatlichen Wirtschaftslebens. So ist es kein Wunder, dass die heutigen Menschen ganz anders als in früheren Zeiten, die einzelnen Religionsformen und Weltanschauungen nebeneinander kennenlernen und sie miteinander vergleichen. So mancher wird angerührt sein über die Ähnlichkeit, ja Gleichheit des innersten Keims der Lehren Christi, des Vedanta, Buddhas, Mohammeds, Laotses, Mohtis. Die entfaltete Wahrheit der Gegenwart hat die weltgeschichtliche Aufgabe, die Annäherung der einzelnen Religionen zu fördern, die gemeinsame Wesenstiefe zur Einsicht zu bringen und den Willen zu erwecken, diese Wesenstiefe vor allem andern zu pflegen und alles nebensächliche Beiwerk möglichst beiseite zu lassen. Die jüdisch-christliche Überlieferung hat die schöne Erzählung vom Bunde, den Gott mit dem Stammvater Noah und seinen Nachkommen schloss. Vertiefen wir uns in den Sinn dieser frommheiligen Geschichte: sie gibt uns die Bürgschaft, dass in allen Religionen der Menschheit ein gemeinsamer göttlicher Kern steckt, und damit auch die Verpflichtung der Duldung und des Verstehens untereinander. Der Apostel Paulus sagt, dass Gotterkenntnis und die Gebote des Gewissens jedem Menschen ins Herz geschrieben sind.

Wenn wir im Sinne Lessings, Goethes, Schillers, Kants, Karl Jaspers und Albert Schweitzers das Christentum so weitherzig als irgend möglich fassen, so begreifen wir die letzte Tiefe des Tertullianischen Satzes: „Anima humana est naturaliter christiana“: „Die

menschliche Seele ist von Natur aus christlich.“ Das heißt sie enthält in sich das ‚lumen naturale‘, das ‚natürliche Licht‘, das Vernunftgemüt, das den Gottheitsglauben, sittliches Gewissen und Hochwertfühlen umfasst.

Der Freund entfalteter Weisheit freut sich an der eingefalteten Weisheit in allen Religionen der Erde und hofft, dass die gemeinsame Besinnung auf die letzten Wahrheiten zu vertieftem brüderlichen Verstehen führen werde!

## Literaturhinweise

- Bavink, Bernhard: *Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaften*, 1949
- Dilthey, Wilhelm: *Die Typen der Weltanschauung*, 1911
- Driesch, Hans: *Entelechie und Seele*, 1939
- Groos, Karl: *Die Unsterblichkeitsfrage*, 1936
- Hartmann, Nicolai: *Metaphysik der Natur*, 1951
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Wissenschaft der Logik, Sämtliche Werke*, 1927ff.
- Heidegger, Martin: *Was ist Metaphysik*, 1949
- : *Platons Lehre von der Wahrheit. Mit einem Brief über Humanismus*, 1947
- Jaspers, Karl: *Der philosophische Glaube*, 1948
- Kant, Immanuel: *Werke*, 1900ff.
- Kierkegaard, Sören: *Unwissenschaftliche Nachschrift*, 1947
- Leibniz, Gottfried Wilhelm: *Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie*, I u. II, 1904
- Mensching, Gustav: *Geschichte der Religionswissenschaft*, 1948
- Mittasch, Alwin: *Entelechie*, 1952
- Österreich, T. K.: *Phänomenologie des Ich*, 1936
- Otto, Rudolf: *Das Heilige*, 1923
- Planck, Max: *Religion und Naturwissenschaft*, 1952
- Scheler, Max: *Der Formalismus in der Ethik und in die moderne Wertethik*, 1916
- Schmidt, Wilhelm: *Der Ursprung der Gottesidee*, I-X, 1912ff.
- Schmied-Kowarzik, Walther: *Zeit und Raum*, 1908
- : „Raumanschauung und Zeitanschauung“, in: *Archiv für die gesamte Psychologie*, XV III, 1910
  - : *Intuition. Ein Beitrag zur Psychologie des ästhetischen Erlebens*, 1911
  - : *Umriss einer analytischen Psychologie*, 1912, <sup>2</sup>1928
  - : „Intuition als Kern des ästhetischen Erlebens“, in: *Kongreß für Ästhetik und allgemeiner Kunstwissenschaft*, 1914
  - : „Gestaltpsychologie und Ästhetik“, in: *Bericht des Internationalen Philosophie-Kongresses in Neapel*, 1924
  - : *Die Objektivierung des Geistigen. Der objektive Geist und seine Formen*, 1927
  - : *Ethik. Mit Berücksichtigung pädagogischer Probleme*, 1932
  - : „Das unendliche Sein und das endlich Seiende“, in: *Wiener Zeitschrift für Philosophie, Psychologie und Pädagogik*, 1951
- Weizsäcker, C. Fr. von: *Geschichte der Natur*, 1948
- Weyl, Hermann: *Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaften*, 1927
- Wenzel, Aloys: *Philosophie der Freiheit*, 1949